

STUDIEN

MAX LILL

**THE KIDS
ARE ALRIGHT?**
AUSGEWÄHLTE BEFUNDE
AKTUELLER JUGENDSTUDIEN

MAX LILL ist Politologe und Geograf. Er forscht in der Arbeits- und Geschlechtersoziologie und schreibt über soziale Bewegungen, Jugendkultur und Geschichtspolitik.
Für inhaltliche Anregungen und die Diskussion von Zwischenergebnissen dankt der Autor Horst Kahrs, Horst Arenz und Hasko Hüning.

IMPRESSUM

STUDIEN 01/2016 wird herausgegeben von der Rosa-Luxemburg-Stiftung
und erscheint unregelmäßig
V. i. S. d. P.: Stefan Thimmel
Franz-Mehring-Platz 1 · 10243 Berlin · www.rosalux.de
ISSN 2194-2242 · Redaktionsschluss: Dezember 2015
Lektorat: TEXT-ARBEIT, Berlin
Layout/Herstellung: MediaService GmbH Druck und Kommunikation
Gedruckt auf Circleoffset Premium White, 100% Recycling

INHALT

Vorwort	5
1 Einleitung	6
1.1 Worum es nicht geht: Fallgruben und Zerrbilder des Jugenddiskurses	6
1.2 Ziel- und Fragestellung	7
1.3 Generationenlagerung und Generationenbilder	8
2 Jugend in Deutschland: Zwei empirische Porträts	10
2.1 Die Shell-Jugendstudien (2002–2015)	10
2.1.1 Zentrale Thesen und konzeptioneller Rahmen	10
2.1.2 Vier Idealtypen	11
2.1.3 Ausgewählte Befunde	12
2.2 Die SINUS-Studie: Wie ticken Jugendliche? (2012)	20
2.2.1 Zentrale Thesen und konzeptioneller Rahmen	20
2.2.2 Vergleich der jugendlichen Lebenswelten mit dem SINUS-Milieumodell zur Gesamtbevölkerung	21
2.2.3 Ausgewählte Befunde	22
3 Politische Einstellungen und Berufsperspektiven von HauptschülerInnen	26
3.1 Die Studie von Calmbach und Borgstedt: «Unsichtbares» Politikprogramm (2012)	26
3.2 Die Studie von Kölzer: «Hauptsache ein Job später» (2014)	28
4 Resümee	31
Literatur	35
Wichtige Ergebnisse im Überblick	37

Horst Kahrs

VORWORT

Die zahlreichen Bewegungen, die sich in den letzten Jahren in Europa und der Welt gegen die Austeritätspolitik, gegen kulturelle Abschottung und Entdemokratisierung formiert haben, sind auffällig stark von jungen Menschen getragen. Die Erfahrungen in Griechenland, Spanien oder aktuell in England zeigen: Eine Revitalisierung der politischen Linken geht mit ihrer Verjüngung einher – oder sie findet nicht statt. Umso mehr muss es der Partei DIE LINKE zu denken geben, dass ihre Anhängerschaft an Überalterung leidet. Zwar konnte dieser Trend in einzelnen Regionen abgeschwächt werden. Für eine gezielte Mobilisierung jun-

ger Menschen fehlt es aber noch an Sensibilität für das, was Jugendliche heute umtreibt. Um die milieuspezifisch sehr unterschiedlichen Orientierungen und Empfindungsweisen der jungen Generation besser in den Blick zu bekommen, werden ausgewählte Befunde aus Jugendstudien der letzten 15 Jahre präsentiert. Thematische Schwerpunkte bilden die Ansprüche an Arbeit und Leben, soziale Nahweltbeziehungen und politische Einstellungen.

Horst Kahrs ist Koordinator des Gesprächskreises «Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse».

1 EINLEITUNG

1.1 WORUM ES NICHT GEHT: FALLGRUBEN UND ZERRBILDER DES JUGENDDISKURSES

Als im Herbst 2015 die Ergebnisse der neuen Shell-Jugendstudie veröffentlicht wurden, war der Tenor der Medienberichterstattung geradezu euphorisch: Allen Krisen in Europa und der Welt zum Trotz zeige sich die Jugend optimistisch anpackend und offen gegenüber Zuwanderung. Mehr noch: Junge Menschen in Deutschland erwiesen sich wieder als politisch interessiert und engagiert, der eigennützige Individualismus der ersten Millenniumsdekade gehöre der Vergangenheit an (vgl. Klovert 2015). Eine Generation «im Aufbruch» eben, so die prägnante Formel, auf die es die Shell-AutorInnen brachten. Klaus Hurrelmann, der wohl bekannteste deutsche Jugendforscher, der die Shell-Studien seit 2002 maßgeblich mit verantwortet, wählte für seinen vor einem Jahr zusammen mit Eric Albrecht veröffentlichten und medial breit rezipierten Bestseller sogar den verheißungsvollen Titel «Die heimlichen Revolutionäre. Wie die Generation Y unsere Welt verändert» (Hurrelmann/Albrecht 2014).

Das Bild vom Aufbruch kontrastiert denkbar scharf mit der resignativen Wahrnehmung vieler Linker. Im Pragmatismus und Leistungsstreben der jungen Generation sehen sie vor allem eine Verinnerlichung der herrschenden Norm marktkonformer Selbstoptimierung, im demonstrativen Optimismus einen autosuggestiven Selbstbetrug, in jedem Fall einen Mangel an Realismus und Einsicht in die eigenen Interessen. Polemische Abgesänge auf eine angeblich generell oberflächliche und ich-fixierte Generation, die sich fast nur noch aus StreberInnen, Ego-Shootern und konformistischen LangweilerInnen zusammensetzt, feierten dementsprechend Erfolge auf den Ruinen des linken Buchmarktes (vgl. Heinzlmaier 2013).

Darin drückt sich eine tiefe Enttäuschung aus: Immerhin galt die Jugend von den späten 1960er Jahren bis in die 1980er Jahre hinein als ein zentraler Hoffnungsträger der Linken, gar als neues «revolutionäres Subjekt», das an die Stelle der vermeintlich integrierten und «verbürgerlichten» Arbeiterbewegung treten sollte (vgl. Marcuse 1969 sowie Hall/Jefferson 2006). Doch damit ist es lange vorbei: Während die sogenannte «Generation X» (Coupland 1992) in den frühen 1990er Jahren zumindest teilweise noch mit einer existenzialistisch getönten Verweigerungshaltung und einem dezidierten Leiden an den Verhältnissen in Verbindung gebracht wurde (Stichwort: Nirvana), gilt die «Generation Y» vielen Linken als anpassungswillig und privatistisch. Während sich die abgehängte «Unterschichtenjugend» in medialen Gewaltfantasien und einer Renaissance archaischer Geschlechterklischees verliere (Stichwort: Aggro Berlin, vgl. Lill 2011a), verkörpern die privilegiierteren «Hipster» von heute demnach die tragische Niederlage und symbolische Ent-

eignung der Jugendbewegungen von 1968: ein bunter inszeniertes Äquivalent zu den 1930 von Sigfried Kracauer durchaus abgründig porträtierten «Angestellten» (Kracauer 1971; Kullmann 2012), ein sozialer Typus, dessen Selbstentfremdung so tief reiche, dass sich das Leben fast nur noch im Modus fatalistischer Ironie abspiele. Dahinter lauere verunsicherter Statusdünkel und die Unfähigkeit zu kollektiv-widerständigem Handeln (Fisher 2013). Was bleibe, seien Forderungen nach firmeneigenen Work-Life-Balance- und Wellness-Programmen für die auf Hochglanz polierte Leistungselite – ein Fortschrittsverständnis, das ganz dem der humanressourcenorientierten Personalabteilungen in den Großunternehmen zu entsprechen scheint (Cederström/Fleming 2013). Kein Wunder also, so die Schlussfolgerung dieser zeitgenössischen Kulturkritik, dass viele Jugendstudien so voll des Lobes über diese Generation sind: Ein großer Teil von ihnen wird schließlich direkt durch die Wirtschaft finanziert.

Beides, die neue Euphorie wie auch der Abgesang auf die Jugend, sind offensichtlich Zerrbilder, die kleine Wirklichkeitsausschnitte überzeichnen und zum Symbol für das Ganze stilisieren. Viele der klügeren KommentatorInnen nehmen dieses keineswegs ganz neue Schauspiel zum Anlass, um auf die Einsicht zu verweisen, dass öffentliche Debatten über «die Jugend von heute» meist wenig über diese selbst verraten, umso mehr dafür über den Zustand der Gesellschaft oder genauer: über die jeweiligen Probleme, Scheuklappen und Sehnsüchte der politischen Lager und Milieus, aus denen heraus diese Debatten forciert werden (vgl. Kaube 2014). Sogar der wissenschaftliche Status der Jugendforschung insgesamt ist, ausgehend von diesem Grundgedanken, immer wieder in Zweifel gezogen worden. Dieser Vorbehalt hat damit zu tun, dass Jugendforschung traditionell vor allem als Devianzforschung auftrat: Sie fixierte sich oft genug einseitig auf sozial abweichendes, auch latent oder offen gewalttätiges Verhalten von Jugendlichen (insbesondere aus Arbeiterklassenmilieus). Sie zeichnete das Bild einer entfesselten, mehr oder weniger verrohten Jugendkultur, die es gesellschaftlich wieder einzuhegen galt, sei es mit polizeilichen oder sozialpädagogischen Mitteln. Innerhalb dieses Topos ließen sich zahlreiche klassische Klischees und Ängste reproduzieren, Klischees, denen etwa innerhalb der Hegemoniestrategie des Thatcherismus eine zentrale Rolle zukam (vgl. Hall et al. 1978; Marchart 2008; Ege 2013). Die linke Idealisierung von Jugendlichen (Arbeiter-)Subkulturen bildete hierzu das spiegelbildliche, oft nicht weniger einseitige Äquivalent (vgl. Hebdige 1979).

Die Zunft der Jugendforschung selbst wird, gerade wenn sie sich als kritisch versteht, bis heute regelmäßig von heftigen Selbstzweifeln erschüttert. Während der Berg an Publikationen zum Himmel wächst, scheint den Forschenden ihr Gegenstand unter der Hand zu

zerrinnen, vor allem weil die Lebensphase Jugend sich seit Jahrzehnten entstrukturiert und milieuspezifisch immer weiter ausdifferenziert: Die Pubertät beginnt inzwischen meist bereits im Alter zwischen elf und 13 Jahren. Das Ende der Jugendphase hat sich angesichts verlängerter Ausbildungswege und prekärer Bedingungen bei Berufseinstieg und Familiengründung tendenziell weiter nach hinten verlagert und ist generell fließender geworden, da jugendtypische Wert- und Verhaltensmuster zunehmend auch im Erwachsenenalter relevant bleiben. Zudem sind Jugendkulturen heute eng mit Qualifizierungs- und Erwerbsinteressen verwoben. Sie sind immer weniger als eigenständige «Freizeitkulturen» zu begreifen und lassen sich oft eher entlang der sozial sehr heterogenen Ausbildungs- und Berufsbiografien erschließen (Tully 2006). Auch relativ klar abgrenzbare «Subkulturen» sind seltener geworden, in neueren Untersuchungen jugendkultureller Vergemeinschaftungsformen erscheinen sie bestenfalls noch als Kerne der deutlich flüchtigeren jugendkulturellen «Szenen», die sich weniger auf Basis einer einheitlichen sozialen Lage konstituieren als vielmehr über geteilte Techniken der flexiblen Selbstdarstellung und der Arbeit am eigenen Körper (vgl. Lill 2011b; Schmidt 2002). Angesichts dieser Entwicklungen scheint es wenig zielführend, aus demoskopischen Daten oder Porträts bestimmter jugendlicher Lebenswelten übergreifende Generationenbilder abzuleiten.

Die Konsequenz dieser durchaus berechtigten Kritik am Jugenddiskurs sollte aber nicht darin bestehen, sich auf die heute in der akademischen und kulturellen Linken so beliebten Metadebatten über hierarchisierende «Wissensordnungen», Diskurse und Stereotype zurückzuziehen – ein Weg, der oft genug im generellen Zweifel an der Lesbarkeit des Sozialen endet. «Jugend» sollte nicht nur als Konzept und Projektionsfläche in den Blick geraten, sondern auch als empirisches Feld der Analyse und der politischen Intervention. Auch kann es aus Sicht linker Wissenschaft und Politik nicht damit getan sein, die (gerade im gesamteuropäischen Rahmen) zunehmend prekären Sozialisationsbedingungen oder die jugend- und arbeitsmarktpolitischen Fehlsteuerungen zu beklagen. Die Wahrnehmungen und Praxen der jungen Generation müssen als eigenständiger Gegenstand in den Blick genommen werden, nicht zuletzt, um junge Menschen als politische Akteure ernst zu nehmen.

1.2 ZIEL- UND FRAGESTELLUNG

Im Sinne dieser Ausgangsüberlegungen soll der Versuch unternommen werden, eine Reihe grundlegender und für linke Politik relevanter empirischer Befunde der Jugendforschung zusammenzutragen, ohne vorschnelle Verallgemeinerungen zu treffen oder die Frage auszublenden, wer hier jeweils aus welcher Perspektive forscht. Von vornherein ist dabei die große Bandbreite und oft sogar Gegensätzlichkeit jugendlicher Lebenswelten anzuerkennen, um zentrale Charakteristika in den Einstellungsmustern und Hand-

lungsorientierungen unterschiedlicher Klassenmilieus kenntlich zu machen. Allen sozialen Polarisierungstendenzen zum Trotz dürfen dabei nicht, wie so oft, nur die äußeren Ränder, also die aufstiegsorientierten «Macherinnen und Macher» (Shell 2015) einerseits und das «abgehängte Prekariat» (Friedrich-Ebert-Stiftung 2006) andererseits, in den Blick geraten. Der Großteil der Entwicklungen findet zwischen diesen Extremen statt: in vielfältig abgestuften, nach sozialem Status und kulturellen Vergemeinschaftungsformen ausdifferenzierten Lebenswelten, die sich nicht als wie auch immer geartete «Mitte» der Gesellschaft homogenisieren lassen.

Ein solcher Ansatz schließt nicht aus, auch übergreifende, zeitspezifische Entwicklungstendenzen und Gewichtsverlagerungen im Alltagsbewusstsein junger Menschen kenntlich zu machen. Die Frage nach dem Zustand der Jugend ist immer auch die Frage nach einer treffenden Zeitdiagnose.

An dieser Stelle fällt natürlich unvermeidlich das Stichwort «multiple» oder «große Krise», in die die europäischen Gesellschaften und der globale Kapitalismus spätestens seit der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/09 hineinschlittern. Diese Krisenkaskaden haben sich im Laufe des Jahres 2015 mit der offen autoritären Durchsetzung der Austeritätspolitik in Griechenland, dem beschleunigten Aufstieg rechtspopulistischer Parteien und Bewegungen und dem eklatanten Staatsversagen angesichts der massenhaften Flüchtlingsbewegungen weiter zugespitzt. In langfristiger Perspektive lassen sich die vielfältigen sozialen und politischen Verwerfungen vor allem als Folgen einer umfassenden Destabilisierung der Lohnarbeitsgesellschaft beschreiben, deren sozialstaatliche Einhegung auch in der Bundesrepublik seit der Jahrtausendwende beschleunigt erodiert und einem flexibilisierten Kapitalismusregime Platz macht (vgl. Bischoff et al. 2010). Deregulierte und von Überakkumulation geprägte Kapitalmärkte geben den Takt vor, unterhöheln demokratische Institutionen und setzen insbesondere junge Menschen unter einen verschärften Druck, sich aktiv und selbstgesteuert um die Qualifizierung, Verwertung und Reproduktion ihrer Arbeitskraft zu kümmern und den gewachsenen Zonen der Prekarität auszuweichen.

Das «Moratorium Jugend» als relativ freie Experimentierphase steht damit unter hohem Leistungs- und Ökonomisierungsdruck. Die Unsicherheit der Zukunftsperspektiven hat, trotz der aktuell vergleichsweise entspannten Lage am deutschen Ausbildungs- und Arbeitsmarkt, langfristig zugenommen – bei milieuspezifisch allerdings sehr unterschiedlicher Betroffenheit. Wie bewältigen Jugendliche in verschiedenen sozialen Lagen diese Situation? Welche Grundhaltungen, Handlungsstrategien und Einstellungen erwachsen daraus?

Um diesen Ausgangsfragen nachzugehen, sollen eine Reihe von (teils einschlägigen) Jugendstudien aus den letzten zehn bis 15 Jahren vergleichend ausgewer-

tet und gesellschaftspolitisch eingeordnet werden.¹ Ein Fokus liegt auf der Frage, wie biografische Übergänge in ihrer spezifischen gesellschaftlichen Rahmung reflektiert und praktisch bewältigt werden. Das gilt insbesondere für den Eintritt ins Erwerbsleben und die daran geknüpften Erfahrungen, Befürchtungen und Ansprüche. Das in der Literatur immer wieder als charakteristisch beschriebene Spannungsverhältnis zwischen einer eher individualistischen «Egotaktik» (Shell 2002) einerseits und einer Aufwertung des sozialen Nahumfeldes von Freunden und Familie andererseits soll dabei für verschiedene Problemfelder konkretisiert werden. Mit Blick auf mögliche Ansatzpunkte für linke Parteien und Bewegungen werden zudem die Veränderungen der politischen Einstellungen ins Auge gefasst.

Der Beitrag versteht sich damit vor allem als Orientierungshilfe und Anregung für eine wieder zu intensivierende linke Beschäftigung mit dem Alltagsbewusstsein und den politischen Einstellungen junger Menschen. Er will vor allem relevante Problemstellungen und mittelfristige Entwicklungstendenzen benennen, statt fertige Schlussfolgerungen und Politikempfehlungen zu formulieren.

1.3 GENERATIONENLAGERUNG UND GENERATIONENBILDER

An dieser Stelle kann keine Einführung in theoretische Grundkonzepte der Jugendforschung erfolgen. Ich beschränke mich auf einige wenige Schlaglichter, die wichtige Grundbegriffe und historische Entwicklungstendenzen beleuchten sollen und als Rahmung für die empirischen Einblicke im Hauptteil dienen.

Gemeinhin wird die Herausbildung einer eigenständigen und in allen Klassen zu findenden Lebensphase Jugend – nach traditioneller Abgrenzung beginnend mit der Geschlechtsreife und endend mit der Einmündung in eine dauerhafte Erwerbsarbeit und Familiengründung – auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts datiert. Diese Entwicklung steht im Zusammenhang mit der Ausweitung und Reform des (staatlichen) Schul- und Ausbildungswesens angesichts eines wachsenden Bedarfs an qualifizierten Arbeitskräften. Entscheidend sind zudem die wachsenden Spielräume zur Freizeitgestaltung in den hoch entwickelten und zunehmend sozialstaatlich regulierten kapitalistischen Ländern, in denen sich die fordistisch-tayloristische Betriebsweise seit den 1920er Jahren schrittweise durchsetzt.

Vor allem seit Mitte des 20. Jahrhunderts spielen relativ eigenständige, wenn auch kulturindustriell vermittelte Populärkulturen eine bedeutende Rolle für die weitere Konturierung der Jugend als relativ offener Experimentier- und Orientierungsphase. Sie entwickeln sich zunächst im Rahmen einer ausgeprägten US-Hegemonie, globalisieren sich aber im Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in hohem Tempo. Diese immer weiter in Subkulturen und Szenen ausdifferenzierten Jugendkulturen sind in die alltagsweltlichen Peergroups und die zunehmend weiter gefächerten sozialen Netzwerke der Jugendlichen integriert und

schlagen vielfältige Brücken zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen – also zwischen Räumen, die in früheren Entwicklungsstadien der bürgerlichen Gesellschaft, insbesondere in den gebildeten Klassen, deutlich schärfer getrennt waren (vgl. Lill 2013). Diese Entwicklungen basieren, neben technisch-medialen Innovationen, auf einer Ausweitung der kaufkräftigen Nachfrage junger Menschen sowie einem durch Produktivitätsfortschritte und institutionelle Absicherung des sozialen Status der Lohnarbeit möglich gewordenen Schub in der Entwicklung der Subjektivitäten auch jenseits der bürgerlichen Klassen.

Den historischen Höhepunkt in der massenhaften Mobilisierung jugendspezifischer Entfaltungsansprüche bilden rückblickend die 1960er und 1970er Jahre, in denen sich vor allem aus den via Bildungsexpansion sozial aufsteigenden Mittelklassen heraus eine breite, gegenkulturell gerahmte Kritik an den bestehenden Autoritäts- und Machtverhältnissen, insbesondere an den tradierten Geschlechterkonstruktionen, formiert (vgl. Gilcher-Holtey 2008). Nach dem Scheitern der sozialdemokratischen Krisenpolitik, dem Niedergang der studentischen Neuen Linken und der Schwächung der Arbeiterbewegung werden die jugendkulturellen Impulse seit den 1990er Jahren dagegen zunehmend erfolgreicher in die neoliberalen Strategien einer breiten Aktivierung und Verwertung von Subjektivitätspotenzialen integriert (vgl. Boltanski/Chiapello 2003).

Die sogenannte «Generationenlagerung», also die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Sozialisation, haben sich in den letzten Jahrzehnten insgesamt deutlich verschoben: Die längere Verweildauer im Bildungssystem diente seit den 1980er Jahren zunehmend auch als sozialpolitisches Instrument, um die schwindende Aufnahmefähigkeit des Erwerbssystems angesichts steigender Arbeitslosenzahlen zu kompensieren. Inzwischen sind die Ausbildungswege, gerade bei den höher Qualifizierten, vielfach wieder gestrafft, verschult und enger auf Arbeitsmarktanforderungen zugeschnitten worden (Abitur nach zwölf Jahren, Bologna-Prozess etc.). Die finanzielle Abhängigkeit von den Eltern ist gleichwohl wegen der Ausweitung prekärer Beschäftigungsverhältnisse, von der junge Menschen überproportional häufig betroffen sind, tendenziell länger geworden. Die Anforderungen an eine selbstständige Gestaltung sozialer Beziehungen, Konsumweisen und Bildungsbiografien sind im Zuge von Digitalisierungs- und Flexibilisierungsprozessen deutlich gewachsen.² Weitgehend unstrittig

¹ Als Hauptquellen dienen die breit angelegten Shell-Jugendstudien seit dem Jahr 2002, die Studie des SINUS-Instituts «Wie ticken Jugendliche?» aus dem Jahr 2012 sowie zwei Untersuchungen, die sich vertiefend mit den Vorstellungswelten von HauptschülerInnen beschäftigen (Calmbach/Borgstedt 2012; Kölzer 2014). Ergänzend werden punktuell weitere demoskopische Befunde und Beiträge aus der Forschungsliteratur herangezogen. ² Dies war in der sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit Jugend unter anderem Anlass für die Entwicklung einer stark «subjektorientierten Übergangsforschung». Insbesondere die Passage ins Erwerbsleben wird dabei in biografischer Perspektive und mithilfe qualitativer Methoden rekonstruiert, ein Zugang, auf den im Folgenden wiederholt Bezug genommen wird, um die statistischen Befunde repräsentativer Erhebungen zu ergänzen und zu interpretieren (vgl. Stauber/Pohl/Walther 2007).

ist, dass diese Bedingungen bei der jungen Generation tendenziell zu einer stärkeren Leistungsorientierung und eher individuell-pragmatischen Strategien der sozialen Integration geführt haben – und, jedenfalls in Deutschland, nicht zu mehr Protest oder einer Hinwendung zu Aussteigerkulturen.

Wie eingangs bereits angesprochen, hat sich vor diesem Hintergrund in Teilen der Wirtschaft und des politischen Mainstreams in den letzten Jahren ein Diskurs formiert, der die traditionelle Besorgnis über abweichendes und destruktives Verhalten Jugendlicher zugunsten einer regelrechten Huldigung der Innovationskraft der nachwachsenden Generation überlagert und verdrängt. Im Fokus stehen dabei unverkennbar die hoch qualifizierten und eher privilegierten jungen Menschen. Ihnen wird attestiert, dass sie im Zuge ihres individuellen Beharrens auf flachen Hierarchien und einer besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie schleichend eine produktivitätssteigernde Modernisierung der Arbeitswelt und damit Wettbewerbsvorteile für die Unternehmen und den Standort Deutschland erzwingen könnten (vgl. Hurrelmann/Albrecht 2014).

Unterbelichtet bleiben dabei häufig nicht nur verschärfte soziale Ungleichheiten, sondern auch die Beharrungskräfte und Widersprüche der politökonomischen Strukturen des Gegenwartskapitalismus. Trotz der aktuell noch vergleichsweise entspannten Lage am deutschen Ausbildungsmarkt könnten sich diese Blockaden und Ausgrenzungsprozesse nicht zuletzt infolge der massiven Migrationsbewegungen schon bald auch hierzulande wieder deutlicher bemerkbar machen. Bisher drücken sie sich vornehmlich in den von Stereotypen durchsetzten Debatten um die pädagogische sowie sozial- und arbeitsmarktpolitische Integration bildungsschwächerer und oft migrantischer Jugendlicher aus, die als sozial abgekoppelte und in ihrem angeblich exzessiven konsummaterialistischen Hedonismus latent bedrohliche «Unterschicht» porträtiert werden (vgl. Prokla 2010). Auch in diesen Diskursen kommt – ähnlich wie in der Lobpreisung der jun-

gen LeistungsträgerInnen – das breit ausdifferenzierte Feld milieu- und klassenspezifisch geprägter jugendlicher Lebenswelten zwischen Ober- und Unterschicht kaum vor.

Tatsache ist, dass auch weite Teile der jungen Generation in den mittleren sozialen Lagen trotz hoher formaler Bildungsabschlüsse überdurchschnittlich stark unter unsicheren Arbeitsverhältnissen und Konkurrenzdruck zu leiden haben: So sind etwa laut der IG-Metall-Studie «Junge Generation» von 2013 gut ein Drittel der unter 35-Jährigen direkt von prekärer Arbeit betroffen, rund 40 Prozent der bereits Berufstätigen gaben an, schon einmal sechs Monate oder länger erwerbslos gewesen zu sein und neun von zehn Befragten äußerten die Einschätzung, dass unsichere Arbeitsverhältnisse bei ihnen über längere Zeiträume hinweg zu psychischen Belastungen führten (vgl. IG Metall 2013). Auch in der Einkommensverteilung habe sich die Kluft zwischen den 14- bis 34-Jährigen und der älteren Arbeitnehmerschaft weiter vergrößert. Das Bröckeln der breiter werdenden Ränder der Arbeitsgesellschaft und der generelle Verlust an langfristigen Planungssicherheiten und kollektiven sozialen Netzen prägt offensichtlich auch das Grundgefühl im heterogenen Mainstream der Jugendkulturen (vgl. Großegger 2014). Mit Blick auf Europa insgesamt ist das Problem der Prekarisierung gerade junger Menschen unübersehbar geworden, ohne dass die Aussicht bestünde, die teils endemische Jugendarbeitslosigkeit mithilfe der radikalisierten neoliberalen Angebotspolitik und einer von der EU-Kommission geförderten weiteren Ökonomisierung der Bildung wesentlich zu reduzieren (vgl. Sablowski/Sieron 2015). Diese Situation übersetzt sich bereits seit Jahren auch in massenhaften Jugendprotest und politische Organisationsprozesse. Der Blick nach Südeuropa, aber beispielsweise auch nach Großbritannien, erinnert Teile der deutschen Linken daran, dass Angehörige der jungen Generation als potenziell emanzipatorische Kraft vielleicht doch etwas zu voreilig abgeschrieben wurden.

2 JUGEND IN DEUTSCHLAND: ZWEI EMPIRISCHE PORTRÄTS

2.1 DIE SHELL-JUGENDSTUDIEN (2002–2015)

Das ohne Zweifel empirisch am breitesten aufgestellte und öffentlich präsenteste sozialwissenschaftliche Porträt der nachwachsenden Generation bilden die seit 1953 regelmäßig erscheinenden Shell-Jugendstudien. In einem ersten Schritt sollen daher zentrale Befunde und Schlussfolgerungen dieser Langzeiterhebung zusammengefasst und unter der in Kapitel 1.2 umrissenen Fragestellung diskutiert werden.

Die seit 2002 von Klaus Hurrelmann und Mathias Albert konzipierten und koordinierten Erhebungen der Shell-Jugendstudien basieren vor allem auf quantitativen, im Schnitt circa 50-minütigen Befragungen junger Menschen im Alter zwischen zwölf und 25 Jahren. Die repräsentative Stichprobe umfasst jeweils rund 2.500 Jugendliche und junge Erwachsene, ergänzt um jeweils etwa 20 Fallstudien auf der Grundlage leitfadengestützter Interviews. Die Themenkomplexe Lebenswelt (Familie, Bildung, Beruf und Freizeit), Einstellungen zu Politik und Demokratie sowie Wertorientierungen werden in den Shell-Studien seit 2002 in jeweils ähnlicher konzeptioneller Anlage bearbeitet. Hinzu kommen teilweise zusätzliche Schwerpunktsetzungen wie etwa Globalisierung und demografischer Wandel/Generationengerechtigkeit (2006 und 2010), Religion und Europa (2006) oder Klimawandel (2010).

2.1.1 Zentrale Thesen und konzeptioneller Rahmen

Die Berichte weisen seit 2002 einige (auch aus Sicht der ForscherInnen) erstaunlich konstante, nach sozialem Status aber zunehmend ungleich und teilweise sogar gegenläufig ausgeprägte Trends aus. Mit dem Stichwort der «pragmatischen Generation» soll eine mehrheitlich demonstrativ optimistische Grundhaltung gekennzeichnet werden: Die Jugendlichen reagierten auf die von ihnen durchaus sensibel wahrgenommenen gesellschaftlichen Problemlagen und unsicheren Zukunftsaussichten vor allem mit individuellen Bildungsanstrengungen, flexibler Anpassung und einer ganz auf die eigene Person und das unmittelbare soziale Umfeld fokussierten «Egotaktik», die teils widersprüchlich erscheinende Grundbedürfnisse immer wieder mehr oder weniger erfolgreich in ein fragiles Gleichgewicht zu bringen vermöge. «Zur egotaktischen Grundeinstellung gehört ein Schuss Opportunismus ebenso wie eine Portion Bequemlichkeit, eine abwartende, sondierende Haltung ebenso wie die Fähigkeit, im richtigen Moment bei einer sich bietenden Chance zuzugreifen.» (Shell 2002: 33)

Die Jugend erweise sich mithilfe dieser Strategien mehrheitlich als erstaunlich «krisenfest» (Shell 2010: 344): Sie behaupte und integriere sich auch unter widrigen Bedingungen und mache ihre individuellen Interessen geltend, ohne die gesellschaftlichen

Verhältnisse grundlegend infrage zu stellen oder in blanken Egoismus zu verfallen. Die bis in die 1990er Jahre hinein in der Jugendforschung als dominierend angenommene Verschiebung der normativen Orientierungen zugunsten «postmaterialistischer» Werte wie Selbstentfaltung, Kreativität und Genuss werde dabei deutlich relativiert und ergänzt durch eine seit Mitte der 1990er Jahre und verstärkt im neuen Jahrtausend zu beobachtende Renaissance vermeintlich konservativer Werte wie Leistung, Sicherheit und Ordnung und eine auffällige Betonung der Wertschätzung der Familie als primärem Ort der Identitätsbildung, der Schutz und Wohlbefinden gewährleiste.

Aus den Daten der Shell-Studien geht aber auch deutlich hervor, dass die in diesen Wertvorstellungen zum Ausdruck kommenden, ohnehin eher bescheidenen Ziele für die unteren sozialen Schichten immer schwerer zu verwirklichen sind und sich dies in wachsende Unzufriedenheit, Zukunftsängste und eine Abwendung von der (institutionellen) Politik übersetzt.³ Die soziale Polarisierung prägt sich in den jungen Generationen demnach tendenziell sogar noch schärfer aus als in der Bevölkerung insgesamt. Die Lebenswelten und Einstellungen der Jugendlichen driften auseinander.⁴

Diese Desintegrationstendenzen führen in der Bundesrepublik bisher allerdings nicht zu einer Verstärkung von Protesthaltungen oder gar Revolte. Trotz des insgesamt relativ hohen Grades an sozialem Engagement im eigenen Nahumfeld und bezogen auf konkrete Zielgruppen und Bedürfnisse sind auch schicht- und klassenübergreifende Formen der Solidarität und Forderungen nach gesamtgesellschaftlichen Alternativen im historischen Vergleich (zumindest in Deutschland) seit den 1990er Jahren eher schwach ausgeprägt. Allerdings finden sich seit 2010 Anzeichen für eine Repolitisierung besonders bei den jüngeren und mittleren Jahrgängen. Die aktuelle Shell-Studie, deren Erhebungen Anfang des Jahres 2015 stattfanden, bestätigt die Tendenz zu einer Öffnung vor allem für weltpolitische Themen und weist zudem einen auf den ersten Blick überraschenden relativen Anstieg des Optimismus hinsichtlich der Entwicklung der Gesamtgesellschaft aus.

Nach wie vor überwiegen der Shell-Studie zufolge aber stark individualisierte und auf das soziale Nahumfeld fokussierte Bewältigungsstrategien. Die große Mehrheit der jungen Generation wolle die gegebenen Verhältnisse zwar graduell verändern, sie in ihren

³ Die Shell-Studie arbeitet in der Auswertung der repräsentativen Erhebungen mit einem klassischen Schichtmodell, das fünf Schichten nach formalem Bildungsgrad und verfügbarem Haushaltseinkommen unterscheidet. Horizontale Muster der Abgrenzung nach Lebensstilen und Wertvorstellungen, wie sie in Milieukonzepten zusammenhängend dargestellt werden, finden jeweils nur punktuell Eingang durch Korrelations- und Regressionsanalysen zum Zusammenhang bestimmter Merkmale und Antworten sowie teilweise auf dieser Grundlage gebildete Typologien. ⁴ Dieser Befund wird beispielsweise auch von Untersuchungen des Instituts für Demoskopie (IfD) Allensbach bestätigt (vgl. IfD Allensbach/Köcher 2011).

Grundstrukturen aber bewahren. Eine deutliche Mehrheit äußere gerade angesichts von wachsender Verunsicherung über internationale Krisen (moderaten) Stolz, deutsch zu sein, und verknüpft dies mit dem Hinweis auf die Wirtschaftskraft und das als relativ hoch wahrgenommene sozialstaatliche Schutzniveau der Bundesrepublik. Die Shell-Untersuchungen arbeiten ein ausgeprägtes Sicherheitsbedürfnis bei der überwältigenden Mehrheit der Jugendlichen heraus: Man stelle sich zwar auf die verschärften Konkurrenzbedingungen ein, strebe aber gerade angesichts erodierender gesellschaftlicher Schutzmechanismen zugleich stärker als in früheren Generationen nach sicheren Arbeitsplätzen und stabilen, vertrauensvollen sozialen Beziehungen.

Überzeugend weisen die Shell-Jugendstudien vor diesem Hintergrund die in Teilen der Öffentlichkeit verbreitete Wahrnehmung zurück, die Jugend sei heute eine «Problemgruppe» in dem Sinne, dass sie sich herrschenden sozialen Normen verweigere und/oder destruktive Verhaltensweisen zeige. Das gelte offensichtlich nur für eine sehr kleine Minderheit. Die allermeisten Jugendlichen präsentierten sich «konstruktiv und anpassungsbereit, leistungsmotiviert und zukunftsbewusst» (Shell 2010: 347).

Die sich aus linker Sicht dabei stellende Frage nach kritisch-progressiven Potenzialen soll auf der Basis einer differenzierteren Darstellung der Befunde am Ende von Kapitel 3 sowie im Resümee aufgegriffen werden. Die Anlage der Shell-Studien setzt entsprechenden Einsichten allerdings gewisse Grenzen. Denn die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, unter denen Jugendliche heute aufwachsen, werden überwiegend nur relativ vage als zunehmende Entstrukturierung der Lebensphase Jugend und als verstärkter Druck zur Höherqualifikation und aktiv-selbstgesteuerter Bindung und Identitätsbildung thematisiert. Hier macht sich eine deutliche individualisierungstheoretische Schlagseite der Untersuchungen bemerkbar.⁵ Gesellschaftliche Krisen- und Polarisierungsprozesse werden zwar nicht verschwiegen, sie werden aber vornehmlich nur als Probleme einer (noch) mangelnden Anpassung an eine steigende Komplexität, Wissensintensität und Dynamik des sozialen Wandels gedeutet oder auf allgemeine weltpolitische Instabilitäten zurückgeführt, ohne die zugrunde liegenden strukturellen Antagonismen in den hoch entwickelten kapitalistischen Gesellschaften der Gegenwart in den Blick zu nehmen. Dementsprechend erscheinen auch viele Widersprüche in den Lebens- und Vorstellungswelten der jungen Generation etwas geglättet. Vor allem werden die thematisch differenzierten empirischen Schlaglichter tendenziell zergliedert und summarisch dargestellt. Nur in Ansätzen ergeben sich daraus auch zusammenhängende Muster, die Auskunft über Grundstrukturen des Alltagsbewusstseins bestimmter Klassenmilieus geben könnten.

Normativ ist die Perspektive am Ideal einer gelingenden Integration der nachwachsenden Generation in

den – nur evolutionär weiter zu modernisierenden – gesellschaftlichen Status quo orientiert.⁶ Eine Aneignung der empirischen Befunde aus linker Sicht sollte sich dessen bewusst sein. So erscheint es beispielsweise fraglich, ob der pragmatische Optimismus im Vergleich zur eher kritisch-skeptischen Haltung gerade vieler StudentInnen in früheren Generationen per se als «unideologisch» (Shell 2002: 19) charakterisiert werden kann.

2.1.2 Vier Idealtypen

Aus den Daten konstruieren die Shell-Studien seit 2002 jeweils vier schematisch verdichtete Idealtypen, die sich laut den AutorInnen aus den Befunden zur «pragmatischen Generation» bis heute relativ stabil extrapolieren lassen (Shell 2002: 20 ff.; Shell 2015: 264 ff.; vgl. auch Hurrelmann/Albrecht 2014: 39).

1. Die *selbstbewusstesten Macherinnen und Macher* gelten als «Leistungselite» (wobei der Begriff weit gefasst wird, da ihr Anteil auf aktuell 32 % geschätzt wird, Tendenz insbesondere bei den jüngeren Jugendlichen steigend). Hier sei die Synthese aus «alten» und «neuen» Werten besonders prägnant: Die in dieser (etwa geschlechterparitätisch zusammengesetzten) Gruppe besonders ausgeprägte Renaissance von Fleiß und Ehrgeiz und einem Streben nach Macht, Einfluss und Sicherheit verbinde sich mit den Selbstverwirklichungswerten Kreativität, Unabhängigkeit und Lebensgenuss. Die Gewichte seien dabei stärker in Richtung der individuellen Aufstiegsorientierung und eines teilweise materialistischen Hedonismus verschoben. Solidarische Grundhaltungen seien vergleichsweise schwach ausgeprägt.

2. Auch die *pragmatischen Idealistinnen und Idealisten*, die mit 25 Prozent quantifiziert werden und unter denen die jungen Frauen aus höheren Sozialschichten überrepräsentiert sind, werden als sehr leistungsstark beschrieben. In diesem Fall kämen allerdings humanistische Motive und soziales Engagement deutlicher zum Tragen. Es dominiere ein sehr selbstbewusster Aktivismus, der sich vor allem auf konkrete Gestaltungschancen im eigenen sozialen Umfeld konzentriere. Auch hier verbinde sich dies mit einem gegenüber früheren Generationen gewachsenen Wunsch nach Sicherheit und einer grundsätzlichen Akzeptanz der Prinzipien von Leistungswettbewerb und stabiler Ordnung.

3. Die *zögerlichen, skeptischen, resignierten und unauffälligen Jugendlichen*, aktuell auf einen Anteil von

⁵ In der Shell-Studie von 2010 findet sich beispielsweise noch häufig der Verweis auf die inzwischen in der Soziologie überwiegend als veraltet und fragwürdig geltenden Thesen von Ulrich Beck aus den 1980er Jahren. ⁶ Allerdings zeigen sich hier deutlich unterschiedliche Nuancen – auch zwischen den beteiligten Autorinnen. So findet sich beispielsweise in den abschließenden Empfehlungen zur Jugendpolitik in der Shell-Studie von 2010 ein positiver Verweis auf das skandinavische Wohlfahrtsstaatsmodell, «das den gesellschaftlichen Partizipationswert seiner Bürgerinnen und Bürger nicht in Abhängigkeit von ihrer Arbeitsleistung und ihrem sozialen, kulturellen und familiären Engagement bemisst [...] In der skandinavischen Bildungspolitik mündet dieses Ideal der Einbeziehung, die erst einmal nicht an Leistung geknüpft ist, in eine Förderung individueller Interessen» (Shell 2010: 354). Daraus werden vor allem Anregungen und Empfehlungen zugunsten einer finanziellen Grundsicherung spätestens ab der Volljährigkeit sowie verbesserte berufliche Einstiegshilfen abgeleitet.

24 Prozent geschätzt, seien ebenfalls mehrheitlich junge Frauen. In ihren Werthaltungen seien sie weniger klar profiliert, sie arrangierten sich bisher eher duldsam und teilweise apathisch mit ihrer Situation. Aus linker Sicht ist besonders interessant, dass die Zögerlichen den AutorInnen zufolge besonders häufig «eine Art passiver Sympathie und Toleranz gegenüber anderen ‚Schwachen‘» entwickeln (Shell 2002: 21). Daher müssten die Jugendlichen, die in ihren Grundhaltungen diesem Typus entsprechen, viel stärker in den Fokus von Jugendpolitik und zivilgesellschaftlichen Akteuren rücken, um sie besser zu integrieren und das eher solidarisch ausgerichtete Gestaltungspotenzial dieser Gruppe zu aktivieren.

4. Die *robusten Materialisten*, deren Anteil laut der aktuellen Shell-Studie im Vergleich zur Erhebung vor fünf Jahren von 27 Prozent auf 19 Prozent zurückgegangen ist, seien mehrheitlich junge Männer, weit überdurchschnittlich häufig aus den unteren Schichten. Sie bilden aus Sicht der AutorInnen die eigentliche «Problemgruppe» unter den Jugendlichen. Das Streben nach Macht, Lebensstandard und Genuss kollidiere hier mit der deutlichen Wahrnehmung, in puncto Leistung und Sozialkompetenz nicht mithalten zu können. Versagensängste schlugen teilweise in Aggression und Gewalt, Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus um. Interesse an Politik im engeren Sinne sei äußerst selten vorhanden und auf Integrationsangebote der Gesellschaft würde vielfach nur noch latent oder gar nicht mehr gewartet.

2.1.3 Ausgewählte Befunde

Zukunftserwartungen und Ansprüche an Arbeit

Im Zentrum der medialen Rezeption der jüngsten Shell-Studie stand, wie angesprochen, der angeblich signifikant gewachsene Optimismus der jungen Generation. Tatsächlich sehen den Daten zufolge 61 Prozent der befragten Jugendlichen die eigene Zukunft zuversichtlich, 36 Prozent «mal so, mal so» und nur drei Prozent äußern sich dezidiert pessimistisch. Damit zeigt sich ein – allerdings nur sehr schwacher – Anstieg gegenüber den Vorjahren (2010 lag der Wert nur 2 % niedriger als 2015). Die Schwankungsbreite bei der Äußerung von persönlichem Optimismus ist seit der Jahrtausendwende insgesamt relativ gering. Ein deutlicher Knick in der generellen persönlichen Zuversicht zeigte sich nur auf dem Höhepunkt der Arbeitsmarktkrise und der Agenda-2010-Politik 2006, und selbst damals äußerten sich immerhin noch 50 Prozent optimistisch. Von einem aktuell stattfindenden «Aufbruch» kann in dieser Hinsicht also kaum die Rede sein.

Noch durchwachsender wird das Bild, wenn wir die Antwortverteilung nach sozialer Schichtzugehörigkeit betrachten: In der unteren Mittelschicht ist der persönliche Zukunftsoptimismus nach den aktuellen Erhebungen gegenüber 2010 von 56 Prozent auf 52 Prozent zurückgegangen, während er in der untersten Schicht nach einem Rückgang bis 2010 zuletzt bei einem Anteil von nur einem Drittel stagnierte. Tatsächlich zeigt

sich im Vergleich zu 2010 lediglich in der oberen Mittelschicht und in der Oberschicht ein deutlicher Anstieg des persönlichen Zukunftsoptimismus (hier beträgt der Anteil der Optimistischen 71 % und 74 %). Auch unter Jugendlichen mit Migrationshintergrund sowie Arbeitslosen, Nichterwerbstätigen und Auszubildenden nahm die Zuversicht ab. Hinsichtlich der Erwartungen an die eigene Biografie verfestigt sich demnach offenbar die über die letzten eineinhalb Jahrzehnte gewachsene Kluft zwischen den Bildungs- und Einkommenschichten: «Diese Spaltung ist seit 2006 kontinuierlich angewachsen.» (Shell 2015: 101)

Von zentraler Bedeutung scheint dabei die Berufsperspektive zu sein: «Da der persönliche Zukunftsoptimismus in den vorherigen Studien stets stark an die antizipierten Arbeitsmarktchancen gebunden war, scheint die jetzige Generation ihre persönliche Zukunft eng mit ihrer beruflichen Zukunft zusammen zu denken. Zwar mag Arbeit für sie nicht alles sein, aber ohne Arbeit erscheint ihnen auch alles andere wenig Wert zu sein.» (Shell 2015: 102)

Auch mit Blick auf die eigene berufliche Entwicklung dominiere im Gesamtdurchschnitt eine positive Grundeinstellung: 73 Prozent aller befragten Jugendlichen waren sich laut der Shell-Studie von 2015 «eher sicher» oder sogar «sehr sicher», ihre Berufswünsche verwirklichen zu können.⁷ Auch hier zeigt sich, wenig überraschend, eine leicht steigende Tendenz, seit die Talsohle der Arbeitsmarktkrise überschritten wurde (2006 waren lediglich 64 % der Jugendlichen optimistisch, ihre beruflichen Wünsche realisieren zu können). Insbesondere bis 2010 zeichnete sich allerdings eine soziale Differenzierung der Erwartungen nach Schichtzugehörigkeit ab: Während der berufsbezogene Optimismus in den oberen Mittelschichten (22 % aller Jugendlichen) und in der Oberschicht (14 %) um elf beziehungsweise zehn Prozentpunkte auf Werte um die 80-Prozent-Marke anstieg, stagnierte er mittelfristig bei der unteren Mittelschicht (24 %) und ging bei den unteren zehn Prozent mit geringer formaler Bildung und niedrigem Familieneinkommen zwischen 2006 und 2010, wie auch schon in den vorherigen Jahren, weiter zurück: Während es im Jahr 2002 noch 57 Prozent waren, äußerten sich 2010 nur 41 Prozent «eher zuversichtlich» oder «ganz zuversichtlich», der Anteil unter allen Jugendlichen lag dagegen bei 71 Prozent. In der aktuellen Studie hat sich dieser Wert bei der unteren Schicht mit 46 Prozent zwar wieder etwas erhöht, die mentale soziale Kluft bleibt aber bestehen.

Dies spiegelt offensichtlich auch die Tatsache, dass unter den älteren Jugendlichen die praktische Erfahrung, für den Wunschberuf nicht den erforderlichen Schulabschluss zu haben, vor allem in den sozial schwächeren Schichten sehr verbreitet ist und tenden-

⁷ Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt die sogenannte McDonald's-Ausbildungsstudie von 2013, die von Klaus Hurrelmann in Zusammenarbeit mit dem IfD Allensbach erstellt wurde. Demnach blicken 71 Prozent der befragten Jugendlichen im Alter zwischen 15 und 24 Jahren vor allem mit Hoffnungen in ihre berufliche Zukunft, nur 14 Prozent eher mit Befürchtungen (IfD Allensbach 2013).

ziell zugenommen hat (das gilt insbesondere für Jugendliche ohne deutsche Staatsbürgerschaft): In der unteren Schicht berichtete 2015 jeder zweite befragte Jugendliche von dieser Erfahrung (2002 waren es nur 40 %), in der unteren Mittelschicht gilt das noch für 26 % (2002 nur 16 %). Auch Jugendliche aus Ostdeutschland berichteten gegenüber 2010 deutlich häufiger, ihren Berufswunsch aufgrund fehlender Abschlüsse nicht verwirklichen zu können.⁸

Auf eine bildungspolitische Entwicklung, die zur Auseinanderentwicklung der persönlichen Zukunftserwartungen beitragen dürfte, verweist die Shell-Studie von 2015, indem sie ausweist, dass sich der Anteil der Jugendlichen aus der unteren Schicht, die nach eigenen Angaben eine Klasse wiederholen mussten, zwischen 2006 und 2010 fast verdoppelt hat, während sie in allen anderen Schichten entweder stagnierte oder sogar deutlich zurückging (in der Oberschicht von 17 % auf 10 %). Generell bestätigen die Daten der Shell-Studie die hoch selektive und soziale Ungleichheiten verfestigende Wirkung des dreigliedrigen deutschen Schulsystems. Kinder aus den höheren Sozialschichten hätten eine etwa neunmal höhere Chance, das Gymnasium zu besuchen, als Arbeiterkinder (Shell 2006: 42). Zudem zeigte sich in der Shell-Studie von 2010 eine hoch problematische Tendenz bei der Inanspruchnahme von Nachhilfeunterricht: Während rund ein Viertel der Mittel- und Oberschichtenjugendlichen angaben, Nachhilfeunterricht zu nehmen (deutlich mehr als noch 2002 und 2006), hatte sich die Zahl der Jugendlichen aus der untersten Schicht, die angeben, Nachhilfeunterricht zu erhalten, nahezu halbiert (von 29 % 2006 auf 15 % 2010).

Wie die vertiefenden Einzelinterviews der Shell-Studien zeigen, drückt sich in den sozial zunehmend gegensätzlichen persönlichen Zukunftserwartungen jenseits unmittelbar erfahrener Schwierigkeiten in der Schule oder beim Berufseinstieg auch ein Wissen um das ungleich verteilte soziale und ökonomische Kapital aus: In den oberen sozialen Schichten erwachse das hohe Selbstbewusstsein nicht nur aus der eigenen Qualifikation und den umfangreichen sozialen Netzwerken, sondern auch aus der festen Überzeugung, dass im Falle einer doch mal eintretenden Krise die Eltern unterstützend und auffangend eingreifen würden. Dagegen schleichen sich den AutorInnen zufolge im Mittelfeld der sozialen Positionierungen immer wieder Zweifel in die nicht selten demonstrativ zur Schau gestellte Selbstgewissheit ein: Der Pragmatismus wirke in den Interviews oft «ein wenig zerbrechlich und aufgesetzt» (Shell 2010: 345). Bei 10 bis 15 Prozent der Jugendlichen – ganz überwiegend aus den untersten sozialen Schichten – finde sich anstelle von pragmatischem Optimismus sogar große Skepsis, teilweise auch Fatalismus hinsichtlich der eigenen Perspektiven.

Die Shell-Studie 2015 erhebt differenziert die Erwartungen der Jugendlichen an den (zukünftigen) Beruf. Dabei fällt auf, dass die Sicherheit des eigenen Arbeitsplatzes an allererster Stelle steht: 95 Prozent der Ju-

gendlichen hielten dies für wichtig, 71 Prozent sogar für sehr wichtig, um mit der eigenen beruflichen Tätigkeit zufrieden zu sein. Es folgten ideelle Ansprüche, die von den AutorInnen dem Erwartungshorizont einer «Erfüllungsorientierung» zugeordnet werden: «Eigene Ideen einbringen» und «etwas tun, das ich sinnvoll finde» halten demnach jeweils rund 90 Prozent der Jugendlichen für wichtig. Ebenfalls hohe Priorität genieße die Verfügung über genügend Freizeit (88 %), die Möglichkeit, etwas Nützliches zu tun (85 %), und das Gefühl, anerkannt zu werden (85 %). Die Erwartungen hinsichtlich Aufstiegsmöglichkeiten, Einkommen und Kontakten bewegten sich mit Zustimmungswerten zwischen 70 und 80 Prozent im Mittelfeld. Das eher abstrakt gefasste Gefühl, etwas zu leisten, findet sich mit 55 Prozent Zustimmung am unteren Ende der Liste der abgefragten Erwartungen. Wenn «Leistungsorientierung» also immer wieder als eine dominante Grundorientierung dieser Generation genannt wird, dann ist dies nicht abzulösen von starken subjektiven Ansprüchen an den Inhalt und die Form der eigenen Arbeit.

Im Abgleich dieser Ansprüche mit sozialstrukturellen Merkmalen zeige sich, dass die sogenannte Nutzenorientierung (also eine Betonung der eher instrumentellen Funktionen von Arbeit als Mittel zum Zwecke der sozialen Absicherung oder der Erzielung von möglichst hohem Einkommen und genügend Freizeit) ausgeprägter bei den ostdeutschen Jugendlichen sowie generell überproportional häufig bei Jugendlichen aus niedrigen Sozialschichten zu beobachten ist. Sehr klar sei zudem, dass die Ansprüche der jungen Frauen nicht nur beim Thema Vereinbarkeit von Arbeit und Leben, sondern auch hinsichtlich einer als erfüllend empfundenen Erwerbsarbeit durchschnittlich deutlich höher ausfallen als bei ihren männlichen Altersgenossen, die nach wie vor häufiger eine Orientierung auf Karriere bekundeten.

Bei der Herausarbeitung unterschiedlicher Typen der Berufsorientierung ist bemerkenswert, dass sich erneut eine Polarisierung abzeichnet: zwischen den «Durchstartern» (mehrheitlich junge Frauen und Jugendliche aus den Mittel- und Oberschichten), die in allen Bereichen hohe Ansprüche an den Beruf formulierten (wobei auffälligerweise auch Familienorientierung und Kinderwunsch überproportional stark ausgeprägt sind), und den «Distanzierten» (mehrheitlich jüngere männliche Jugendliche mit einem Übergewicht in den mittleren Schichten), die durchgängig niedrigere Ansprüche geltend machten. Auffällig sei dabei, dass Überforderungsgefühle weniger bei den «Hochambitionierten» zu finden seien – so die häufig öffentlich diskutierte Wahrnehmung – womöglich zu viel auflasteten, als vielmehr bei den «Distanzierten», die

⁸ Auch die IG-Metall-Studie «Junge Generation» von 2013 zeigt, dass sich die verbesserte Lage am Ausbildungsmarkt bei den unter 35-Jährigen nicht automatisch in größere Zufriedenheit mit der eigenen Berufssituation übersetzt. Gegenüber 2010 ist der Anteil derjenigen, die sich zufrieden zeigen, demnach zurückgegangen. Das gilt insbesondere für jene Befragten, die von Brüchen und Einschnitten in ihrer Erwerbsbiografie berichten (vgl. IG Metall 2013).

ihre Ansprüche von vornherein niedriger hielten. Daneben finden sich Typen mit einer deutlicheren internen Gewichtung der Ansprüche: Die «Idealisten» (mehrheitlich junge Frauen und Jugendliche, die stark überproportional aus der Oberschicht, aber häufig auch aus der unteren Mittelschicht stammen), heben demnach vor allem auf Werte der persönlichen Erfüllung ab, während die «Bodenständigen» (wiederum mehrheitlich männliche Jugendliche, die überproportional häufig aus den unteren Schichten stammen) eine klare Nutzenorientierung zeigten.

Ein in den zurückliegenden Shell-Studien immer wieder bestätigtes Muster, das sich auch in demoskopischen Untersuchungen zur Gesamtbevölkerung deutlich zeigt (vgl. Rheingold 2013), ist die Spreizung zwischen einer relativ optimistischen Einschätzung der persönlichen Perspektiven bei deutlich skeptischerer Erwartung hinsichtlich der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung. Ein viel zitierter Befund der neuen Shell-Studie ist nun, dass sich diese Abstufung relativiert habe: Die Zukunft der Gesellschaft wird demnach, trotz der multiplen Krisensymptome, nach einem Tiefpunkt 2006 (damals waren nur 43 % «eher optimistisch» oder «ganz optimistisch») wieder etwas zuversichtlicher gesehen. 2015 zeige sich erstmals seit den 1990er Jahren wieder eine knappe Mehrheit von 52 Prozent der Befragten «eher optimistisch» oder «ganz optimistisch». (Das gelte allerdings nicht für die östlichen Bundesländer, in denen auch 2015 noch 50 % eine eher düstere Zukunftseinschätzung äußerten.) Der Anstieg des auf die Gesellschaft bezogenen Optimismus ist der aktuellen Shell-Studie zufolge also deutlicher ausgeprägt als der Anstieg des persönlichen Optimismus – das gilt insbesondere für die Mittelschicht und die untere Mittelschicht, wo der auf die Gesellschaft bezogene Optimismus deutlich angestiegen ist, während die persönliche Zuversicht stagniert oder sogar rückläufig ist. Es erscheint plausibel anzunehmen, dass sich an dieser Stelle die auch medial breit kommunizierte Wahrnehmung bemerkbar macht, wonach sich die wirtschaftliche und soziale Entwicklung in der Bundesrepublik insbesondere im Vergleich zu vielen anderen Gesellschaften in Europa als robust und insgesamt positiv erweise.

Dennoch muss festgehalten werden, dass die Einschätzung der gesellschaftlichen Entwicklungsperspektiven nach wie vor auch unter Jugendlichen sehr ambivalent und insgesamt pessimistischer ausfällt als die der persönlichen Aussichten. Dabei zeigt sich sehr deutlich, dass die gegenläufige Entwicklung von steigendem Optimismus in den höheren Schichten und Skepsis bis Pessimismus in den unteren Schichten vor allem für die Frage nach der persönlichen Perspektive gilt und weniger mit Blick auf die Gesellschaft insgesamt. Auch die Jugendlichen aus den höheren Schichten betrachten die gesellschaftliche Entwicklung häufig mit Sorge; sie unterscheiden sich den Daten der Shell-Studie zufolge hierin – anders als mit Blick auf die eigene Zukunft – nur geringfügig von den unteren Schichten.

Hinsichtlich des mittelfristigen Verlaufes zeigen die Daten sehr deutlich, dass die Zeit der Agenda-2010-Politik, der Massenarbeitslosigkeit und des verschärften Ausbildungsplatzmangels in der ersten Hälfte der 2000er Jahre stärker auf die pragmatisch-optimistische Grundhaltung gedrückt hat als die globale Wirtschafts- und Finanzkrise ab 2008 mit ihren politisch und sozio-ökonomisch in Deutschland abgefederten Auswirkungen. Nahezu sämtliche Fragen, die die Einschätzung der persönlichen und gesellschaftlichen Zukunftsperspektiven betreffen, wurden in der Shell-Studie 2006 skeptischer beantwortet als 2002, 2010 und 2015. So bekundeten 2006 etwa 72 Prozent Angst angesichts der schlechten wirtschaftlichen Lage (2015 sind es nur noch 51 %) und 69 Prozent fürchteten 2006, keine adäquate Beschäftigung zu finden (48 % in 2015).

Allerdings seien die Ängste der Jugendlichen in einigen Bereichen zwischen 2010 und 2015 auch angestiegen. Deutlich macht sich hier die Wahrnehmung der wachsenden Instabilitäten in der Welt und in Europa bemerkbar: Stark angestiegen ist die Angst vor einem Krieg in Europa (62 %) und vor Terroranschlägen (73 %). Aus linker Sicht erfreulich ist die Tatsache, dass die Besorgnis über Ausländerfeindlichkeit nach einem Rückgang bis 2010 wieder wächst und mit einem Anteil von 48 Prozent insgesamt deutlich häufiger genannt wurde als die Sorge angesichts steigender Zuwanderungszahlen (29 %).⁹

Wertvorstellungen und lebensweltliche Orientierungen

Auch die Bewertung der gegenwärtigen Lebenssituation ist stark schichtabhängig: 74 Prozent aller Jugendlichen zeigten sich 2010 zufrieden mit ihrem aktuellen Leben, in der untersten Schicht waren es jedoch nur 40 Prozent. Ein Großteil der Jugendlichen fühle sich unter Druck gesetzt, vor allem durch Bildungs- und Qualifizierungsanforderungen, die Spreizung und Unsicherheit des Arbeitsmarktes und die Vielfältigkeit und schlechte Planbarkeit von Ausbildungswegen. Die Mehrheit reagiere darauf mit individuellen Leistungsanstrengungen, sozialer Netzwerkbildung und Selbstmotivationstechniken. Selbst bei den HauptschülerInnen dominiere, trotz Frustrationserfahrungen, ganz klar der Wille, sich unbedingt weiter zu qualifizieren, um der bereits antizipierten Aussicht auf Arbeitslosigkeit oder schlechte Jobs zu entgehen. Dabei gelinge es Mädchen und jungen Frauen inzwischen deutlich häufiger als Jungen, den Druck subjektiv zu bewältigen und Zufriedenheit mit hoher Bildungsmotivation und vielfältigen sozialen Aktivitäten zu verbinden. Erst beim Eintritt ins Berufsleben und vor allem bei der Familiengründung kehrten sich diese Vorsprünge aufgrund der nach wie vor Frauen benachteiligenden institutionellen

⁹ Hier ist allerdings zu bedenken, dass die Erhebung im Frühjahr 2015 stattfand, als die Mobilisierungserfolge der Pegida-Bewegung und der AfD starke mediale und kritische Aufmerksamkeit erhielten, während die Zahl der in Deutschland ankommenden Flüchtlinge zwar schon deutlich anstieg, aber noch weit unterhalb jener vom Sommer und Herbst 2015 lag.

und kulturellen Rahmenbedingungen der Verschränkung von Arbeit und Leben häufig doch wieder in ihr Gegenteil um.

Hinter den bei der Mehrheit der jungen Generation eher optimistischen Bewertungen der eigenen Lebenssituation und Entwicklungsperspektive stehen nach wie vor Wertvorstellungen und Handlungsstrategien, die vor allem die «untere und mittlere Ebene der Gesellschaft», also das soziale Nahumfeld und an dieses Nahumfeld angrenzende zivilgesellschaftliche Felder als Bezugspunkte betonen, weniger dagegen die im engeren Sinne politische Sphäre des Staates, der Parteien und Verbände. Entscheidend für die relative Zufriedenheit der meisten Jugendlichen ist den Shell-Studien zufolge die intensive Pflege sozialer Netzwerke, Freundschafts- und Liebesbeziehungen. Bei der Bewältigung von Problemen bildeten Freunde und Eltern zentrale AnsprechpartnerInnen, nur eine relativ kleine Minderheit reagiere mit Resignation und destruktivem Verhalten auf Schwierigkeiten. Die große Mehrheit wolle Fleiß und Ehrgeiz (82 %) mit Genuss (80 %) verbinden – eine in Relation zur Gesamtbevölkerung ungewöhnlich enge Verbindung von Leistungsorientierung und (überwiegend eher gemäßigt) Hedonismus. Ähnlich bemerkenswert ist die Gleichzeitigkeit einer Betonung der Notwendigkeit verbindlicher moralischer Regeln (81 % in 2010) sowie des Respekts vor Gesetz und Ordnung (84 % in 2015, wobei 64 % dies sogar für besonders wichtig hielten) und des zentralen Stellenwerts persönlicher Unabhängigkeit (84 % in 2010 und 2015) und Eigenverantwortlichkeit (90 % in 2010).

Die Wichtigkeit, die Freunden, Familie und Partnerschaft zugesprochen wird, sei nach wie vor hoch, aber gegenüber 2010 leicht rückläufig. An Bedeutung hinzugewonnen hätten Werte wie gesundheits- und umweltbewusstes Verhalten, die 2015 von 80 Prozent beziehungsweise 66 Prozent aller Jugendlichen als wichtig erachtet wurden, und politisches Engagement, das 32 Prozent wichtig fanden (2010 waren es noch 23 %). Aber auch das Festhalten an Althergebrachtem oder die konformistische Maxime, zu «tun, was andere auch tun», wurden von mehr Jugendlichen als im Jahr 2010 (und erst Recht im Vergleich etwa zu den 1980er Jahren) für wichtig befunden (25 % und 20 %). «Deutlich zurückgegangen ist seit 2010 der Wunsch, möglichst viele Kontakte zu anderen Menschen zu haben.» (Shell 2015: 30) Auch die Bewertung sozialer Netzwerke im Internet fällt, besonders bei jungen Menschen mit höherem sozialem Status, etwas skeptischer aus – die Dominanz von Google und Facebook werde inzwischen von einer deutlichen Mehrheit kritisch gesehen, Datenschutz werde tendenziell wichtiger genommen. Hier könnten die intensivierten Debatten im Umfeld der Enthüllungen von Edward Snowden oder öffentlichkeitswirksame Rechtsstreitigkeiten zum Umgang mit Nutzerdaten Spuren hinterlassen haben.¹⁰

Auch materielle Sicherheit stehe als Wert hoch im Kurs und viele Jugendliche zeigten die Bereitschaft,

sich dafür auch an bestehende Strukturen anzupassen. Besonders deutlich wurde diese Diagnose 2006, unter dem Eindruck der Arbeitsmarktkrise, formuliert: «Vieles wird auf Verwertbarkeit im Lebenslauf abgeklopft, gedacht wird in Termini der eigenen Marktgängigkeit. Die Jugendlichen setzen sich bescheidene, erreichbare Ziele, Träume erlauben sich nur wenige. [...] Unbekümmertheit und Unbeschwertheit – nach Definition der Jugendlichen «eigentlich» Kennzeichen der Jugendphase – sind wenig zu spüren.» (Shell 2006: 29 f.)

Gegenüber früheren Generationen falle die Zielstrebigkeit und Disziplin der heutigen Jugendlichen besonders ins Auge, viele reagierten auf Probleme, indem sie Pläne aufstellten und diese Schritt für Schritt abarbeiteten. Aber auch «Spaß haben» sei nach eigenen Angaben für die große Mehrheit der Jugendlichen eine Methode, um Schwierigkeiten emotional auf Abstand zu halten und sie damit bewältigbar zu machen. Die Betonung des Vorrangs eigener individueller Interessen – im Zweifel auch gegen andere – sei bei einem Teil der Jugendlichen sehr ausgeprägt, aber (insbesondere bei jungen Frauen) seit 2002 leicht rückläufig.

Die Familienorientierung ist nach den Daten der Shell-Studie nach einem Spitzenwert im Jahr 2010 (76 %) zuletzt deutlich zurückgegangen: So meinen inzwischen nur noch 63 Prozent, um glücklich zu leben, brauche man eine Familie. Auch ein Kinderwunsch wird etwas seltener geäußert (nach 69 % in 2010 gilt das 2015 nur noch für 64 %). Überproportional stark zeigt sich dieser Rückgang in den unteren Schichten sowie bei älteren Jugendlichen ab 18 Jahren. Insgesamt bewegen sich diese Werte aber seit der Jahrtausendwende auf einem im langfristigen Vergleich nach wie vor sehr hohen Niveau. Allerdings verpasst ein wachsender Teil der jungen Leute die tendenziell kürzer und unsicherer werdende Statuspassage zur Familiengründung (i. d. R. wird zunächst eine stabile berufliche Position angestrebt) und bleibt, angesichts der Sorge, Einschränkungen der eigenen Entfaltungs- und Karrierechancen (besonders aufseiten der jungen Frauen) hinnehmen zu müssen, kinderlos.

Das Verhältnis zu den eigenen Eltern wird als sehr gut und im Zeitverlauf sogar immer besser beschrieben. Auch dies sei aber stark schichtabhängig: Die Jugendlichen aus den unteren sozialen Schichten beurteilten das Verhältnis zu ihren Eltern und deren Erziehungsstil deutlich seltener positiv. Entsprechend dieser höheren Konflikthaftigkeit der innerfamiliären Beziehungen ziehen nach eigenen Angaben (trotz geringerer finanzieller Spielräume) auch deutlich weniger Jugendliche und junge Erwachsene aus der Unterschicht nach einem bereits erfolgten Auszug noch einmal vorübergehend bei den Eltern ein (das galt 2010 für nur 6 % der Jugendlichen aus der Unterschicht gegenüber bemerkenswert hohen 22 % aus der Mittelschicht und 23 % aus der Oberschicht).

¹⁰ Die Befunde der neuen Shell-Studie weichen in diesem Punkt deutlich von den in Kapitel 2.2 vorgestellten Ergebnissen der SINUS-Studie von 2012 ab.

Das Interesse an Religion ist nach den Daten der Shell-Studien insgesamt eher mäßig und – wenigstens mit Blick auf die christlichen Kirchen – langfristig tendenziell rückläufig. In begrenztem Maße auf dem Vormarsch seien allerdings eklektizistische Formen der Spiritualität, also eine meist sehr individuell empfundene und wenig an Institutionen gebundene «Patchwork-Religiosität» (überdurchschnittlich oft bei jungen Frauen). Entgegen dem Gesamttrend zeige sich unter Jugendlichen mit Migrationshintergrund, besonders bei jenen mit nicht christlichem (vor allem islamischem) Glauben, eine in der Selbsteinschätzung wachsende Bedeutung der Religion für die Lebensführung. Auf Basis von Regressionsanalysen sei aber ebenso festzustellen, dass Religiosität in den meisten dieser Fälle nur geringe Unterschiede hinsichtlich der lebenspraktischen Wertvorstellungen gegenüber nicht konfessionsgebundenen oder explizit atheistischen Jugendlichen begründe.

Generell weisen die Shell-Jugendstudien nach wie vor deutliche geschlechtstypische Unterschiede in den Wertorientierungen und Verhaltensmustern der jungen Generation nach: Mädchen und junge Frauen seien in ihren Zukunftsvorstellungen noch immer etwas häufiger familienorientiert, zögen aber früher aus dem Elternhaus aus. Sie äußerten sich tendenziell häufiger umwelt- und gesundheitsbewusst und betonten stärker die Bedeutung von emotional aufgeladenen persönlichen Beziehungen und Partnerschaften sowie Sekundärtugenden wie Ordnung und Sicherheit. Allerdings erweiterten sich das Handlungsrepertoire und die Rollenmodelle der jungen Frauen, die sich traditionell männlich konnotierte Attribute verstärkt aneigneten und dafür auch offensiv gesellschaftliche Anerkennung einforderten. Eine große Mehrheit von ihnen wolle Familie mit beruflichen Ambitionen verbinden und entwickle eine hohe praktische Kompetenz in der aktiven und integrierenden Gestaltung dieser traditionell in der Bundesrepublik relativ streng getrennten Lebensbereiche. Zudem investierten die jungen Frauen intensiv und deutlich erfolgreicher als ihre männlichen Altersgenossen in ihre Ausbildung – ein Trend, der nach international vergleichenden Bildungstests auch für die Mehrheit der anderen hoch entwickelten Industrieländer gelte. Auch die allgemeine Bekundung politischen Interesses nehme bei den weiblichen Jugendlichen seit 2002 überproportional stark zu – wenn auch auf noch immer leicht unterdurchschnittlichem Niveau und verbunden mit einem Aktivismus, der deutlicher auf soziale Bereiche ausgerichtet sei. Männliche Jugendliche seien dagegen auffällig häufig noch klassischen Rollenvorstellungen mit starker Betonung von Konkurrenz- und Dominanzverhalten und weniger engen sozialen Bindungen verhaftet. Auftretende Probleme würden seltener introspektiv und durch emotionale Beziehungspflege bearbeitet, sondern eher durch externalisierende Verhaltensweisen wie Unruhe, Aktivismus und Aggression. Sie stünden damit – insbesondere bei prekärem sozialem Hintergrund – teil-

weise in Gefahr, an den heutigen Anforderungen eines gerade auch emotional und sozial reflexiven Selbstmanagements zu scheitern. Auffällig sei, dass der allgemeine Trend zu einer «ästhetische[n] Manipulation des Körpers» als Teil des «Wettbewerb[s] um Aufmerksamkeit» (Shell 2010: 48) inzwischen auch bei den jungen Männern angekommen sei.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Auch wenn von einem generellen Verwischen der Geschlechterunterschiede nicht die Rede sein kann, deuten die Daten ebenso wenig einen allgemeinen geschlechterpolitischen Backlash an. Im Gegenteil: Es zeichne sich eine von jungen Frauen angeführte Modernisierung mit Potenzialen für einen Abbau der Geschlechterungleichheit ab, die allerdings ungleichzeitig verlaufe und bei einer Minderheit auch blockiert sei.

Beim Freizeitverhalten zeige sich die Tendenz zur Verfestigung sozialer Ungleichheiten ebenfalls sehr deutlich. Zwar sei die «digitale Spaltung» beim Zugang zum Internet, die in der ersten Dekade nach der Jahrtausendwende noch deutlich ausgeprägt war, inzwischen überbrückt, da auch Jugendliche aus der Unterschicht zu 97 Prozent angeben, Onlinezugang zu haben. Aber die Nutzertypen entwickelten sich schicht- und teilweise auch geschlechtstypisch auseinander. Einer sehr vielfältigen und aktiven Nutzung des Internets zur Informationsbeschaffung und sozialen Vernetzung vor allem bei den höheren Schichten stehe insbesondere bei vielen männlichen Jugendlichen der Unterschicht eine starke Fixierung auf (teils exzessiven) Konsum von Filmen und Computerspielen gegenüber. «Die soziale Herkunft gibt den Ausschlag für das gesamte Freizeitverhalten.» (Shell 2006: 17 f.) Auch das Ernährungsverhalten sei stark schichtabhängig, wobei im Gesamtdurchschnitt das Gesundheitsbewusstsein deutlich zugenommen habe. Ungesundes Ernährungsverhalten lasse sich, so die Shell-Studie von 2010, bei 46 Prozent der Unterschichtenjugendlichen, aber nur bei zwölf Prozent der Oberschichtenjugendlichen feststellen.

Generell sollte festgehalten werden, dass gerade eine Zuordnung von Wertorientierungen und alltagsweltlichen Handlungsstrategien zu sozialen Schichten immer das Problem beinhaltet, dass milieuspezifische Unterschiede innerhalb der einzelnen Schichten ausgeblendet werden. Gerade zu Fragen der Werte, Einstellungen und Geschlechternormen sind die Befunde der Shell-Studien insofern im Lichte weiterer Untersuchungen, die auch horizontale Differenzierungsmuster berücksichtigen, zu bewerten (vgl. hierzu insbesondere die in Kapitel 2.2 diskutierte SINUS-Studie «Wie ticken Jugendliche?»).

Politische Einstellungen und gesellschaftliches Engagement

Zur Frage nach dem Stellenwert von Politik unter jungen Menschen lässt sich zunächst grundsätzlich feststellen: Nach der Hochphase des politischen Interesses und Engagements der jungen Generation in den

1970er Jahren war das Niveau der Politisierung bereits in den 1980er Jahren deutlich abgefallen und ging, nach einem kurzen Wiederanstieg in der Zeit des Ost-West-Vereinigungsprozesses, in den 1990er Jahren massiv zurück. Dabei bildet die sich abzeichnende Tendenz einer zunehmenden Abwendung insbesondere von den etablierten Parteien keine jugendspezifische Entwicklung, sondern spiegelt eine generell wachsende Distanz zum politischen System und einen Legitimationsverlust der politischen Eliten – und zwar insbesondere dort, wo sich prekäre soziale Lagen sozialräumlich verdichten (vgl. Schäfer/Vehrkamp/Gagné 2013; Kahrs 2015). Diese Entwicklung bildet sich innerhalb der Jugend in überproportionalem Ausmaß ab.

Vor dem Hintergrund des vorherrschenden Eindrucks einer «politikverdrossenen» Jugend gehört die These vom Wiedererwachen des politischen Interesses in weiten Teilen der jungen Generation zu den in der Öffentlichkeit besonders positiv aufgenommenen Befunden der neuesten Shell-Studie. Tatsächlich zeigen die Daten zum explizit bekundeten politischen Interesse schon seit 2002 einen moderaten, aber kontinuierlichen Anstieg – wenn auch auf einem nach wie vor im langfristigen historischen Vergleich relativ niedrigen Niveau (30 % in 2002, 41 % in 2015; bei Studierenden liegt der Anteil bei über zwei Drittel).¹¹

Interessant ist die Betrachtung der verschiedenen sozialen Schichten: Nach einem Rückgang des politischen Interesses zwischen 2006 und 2010 in der untersten Schicht und in der unteren Mittelschicht stieg der entsprechende Wert zwischen 2010 und 2015 gerade in diesen beiden Schichten überproportional stark an, wenn auch auf einem weiterhin deutlich niedrigeren Niveau als in den oberen Schichten (in der untersten Schicht äußerten 24 % generelles Interesse an Politik, in der oberen Schicht waren es mit 50 % mehr als doppelt so viele). Der Anstieg des politischen Interesses fiel in den beiden oberen Schichten dagegen nur schwach aus. Dieser Befund ist insofern bemerkenswert, als wir aus der Wahlforschung wissen, dass sich die Partizipation am politischen Prozess via Wahlen vor allem bei den unteren Schichten langfristig deutlich verringert hat und viele Jugendstudien in den letzten Jahren zu dem Ergebnis kamen, dass sich diese Tendenz zur wachsenden Distanz der sozial Benachteiligten gegenüber dem parlamentarischen Prozess innerhalb der jüngeren Generation sogar verschärft darstellt. Die neue Shell-Studie bietet hier zumindest Indizien für eine mögliche Trendwende.

Auch die persönliche Bedeutung des politischen Engagements wurde von einem gegenüber den Vorjahren höheren Anteil der befragten Jugendlichen betont. Eine Mehrheit erkläre sich grundsätzlich bereit, sich politisch zu engagieren, etwa in Form von Unterschriftenaktionen, Boykotten oder Demonstrationen. An den genannten Aktivitäten tatsächlich teilgenommen hätten nach eigenen Angaben jeweils zwischen einem Drittel und einem Viertel der Jugendlichen. Nur etwa ein Sechstel könne sich dagegen ein Engagement in

Parteien oder politischen Gruppen vorstellen, von realen Erfahrungen berichteten hier nur vier Prozent. Generell übersetzt sich die pragmatische Grundhaltung in eine entschiedene Präferenz für Aktionsformen, die schnell erkennbare Erfolge zeigen, persönliche Interessen betreffen und sich inhaltlich auf Fragen beziehen, die lebensweltlich präsent sind. Hinsichtlich des Wahlverhaltens sei daran erinnert, dass sich die Wahlbeteiligung der 18- bis 25-Jährigen bei den Bundestagswahlen seit der Jahrtausendwende zwar stets etwas unter dem Gesamtdurchschnitt bewegte, die Abnahme seit 2005 aber keineswegs überproportional war, sondern lediglich den allgemeinen Trend widerspiegelte.

Wichtig erscheint zudem, sich vor Augen zu führen, dass die große Mehrheit der jungen Menschen mit dem Stichwort «Politik» offensichtlich eher Parteipolitik assoziiert. Viele bezeichnen sich daher selbst als politisch desinteressiert, obwohl sie sich in Bereichen engagieren, die im Rahmen eines erweiterten Politikbegriffes durchaus als politisch gelten können. Das gilt insbesondere für jugendspezifische Fragen, von denen sie selbst betroffen sind – etwa die Finanzierung von Jugendzentren, aber auch generell für soziale Formen des Engagements im eigenen Wohn- und Lebensumfeld.

Allerdings weist die aktuelle Shell-Studie auch darauf hin, dass sich das gewachsene politische Interesse bisher offenbar nicht in eine Zunahme des gesellschaftlichen Engagements übersetzt hat: Der Anteil der Jugendlichen, die angaben, oft aktiv zu sein, hat sich gegenüber 2010 von 39 auf 34 Prozent verringert. Soziales Engagement im Alltag sei weit verbreitet, gehe nach einem deutlichen Anstieg bis 2010 insbesondere bei Jüngeren in den letzten Jahren aber eher wieder zurück – eine Entwicklung, die vor allem mit dem höheren Zeitaufwand durch Reformen in den Schulen und Universitäten erklärt wird (etwa die Umstellung auf das achtjährige Gymnasium und die Modularisierung der Studiengänge im Zuge des Bologna-Prozesses). Auffällig ist, dass das Engagement von Jugendlichen an Hauptschulen den Daten zufolge nur minimal von 39 auf 38 Prozent zurückgegangen ist und damit nun über dem Gesamtdurchschnitt und fast gleichauf mit dem der Studenten (42 %) liegt. Ganz anders stellt sich das Bild bei den RealschülerInnen dar: Hier fiel der entsprechende Wert von 44 Prozent auf nur noch 27 Prozent.

Gegenüber der bis in die 1990er Jahre hinein tendenziell dominanten Beschäftigung mit ökologischen Fragen hätten seit der Shell-Studie von 1997 zunehmend ökonomische und sozialpolitische Probleme wie Arbeitslosigkeit und soziale Sicherung die Oberhand in der Prioritätenliste der Jugendlichen gewonnen. In der Befragung von 2015 seien soziale und wirtschaft-

¹¹ Die im Bericht der Shell-Studie von 2015 angegebenen Daten sind in diesem Punkt uneinheitlich. Die genannten Werte aus der Tabelle 4.1 (Shell 2015: 158) decken sich mit jenen aus der Shell-Studie von 2010 und wurden daher übernommen. Im Fließtext und in der Grafik (Shell 2015: 157) werden allerdings etwas höhere Werte genannt, nämlich 34 Prozent für 2002 und 46 Prozent für 2015.

liche Fragen allerdings wieder stark relativiert durch die wachsende Besorgnis über die instabile weltpolitische Lage.

Entscheidende Motivationsgründe für Engagement seien persönliche Zugewinne an sinnstiftenden und kompetenzfördernden Tätigkeiten und sozialen Beziehungen, kaum dagegen umfassendere politische Ideologien oder Utopien. Weitgehend unverändert positioniere sich eine Mehrheit der Jugendlichen politisch in der Mitte oder eher links, wobei die Neigung, sich links zu positionieren, bei den formal höher gebildeten Jugendlichen stärker sei. Überdurchschnittlich sei der Anteil explizit politisch Interessierter nach wie vor bei männlichen Jugendlichen der älteren Jahrgänge; junge Frauen und Mädchen zeigten allerdings eine höhere Aktivitätsbereitschaft.

Bemerkenswert ist, dass das politische Interesse wie auch das soziale Engagement den Shell-Studien zufolge zwischen 2002 und 2010 insbesondere bei den Jüngeren im Alter zwischen zwölf und 17 Jahren stark angestiegen ist (bei den 12- bis 14-Jährigen stieg das bekundete politische Interesse demnach von 11 % in 2002 auf 20 % in 2010; die Aussage, sich oft für unterschiedliche der zur Auswahl gestellten sozialen Ziele zu engagieren, stieg in dieser Altersgruppe zwischen 2006 und 2010 von 28 % auf 41 %). Diese Tendenz schrieb sich 2015 bei den inzwischen mittleren Jahrgängen im Alter von 15 bis 21 Jahren fort. Von den AutorInnen wird dies vor allem als Ausdruck der gewachsenen Bildungsorientierung, aber auch eines womöglich veränderten Erziehungsverhaltens der Eltern interpretiert.

Grundsätzlich betonen die AutorInnen allerdings: «Eine Repolitisierung von Jugendlichen scheint vor allem über prinzipiell nicht vorhersehbare Protestbewegungen [...] möglich.» (Shell 2010: 50) In jedem Fall zeige sich ein «erhebliches latentes, bisher nicht aktiviertes Engagementpotential» und zudem die Tendenz, dass «bereits politisch interessierte und engagementbereite Jugendliche wieder öfters willens sind, sich innerhalb bestehender und fester Organisationsformen einzubringen» (ebd.). Dabei sei die politische Verortung im Rechts-Links-Schema (innerhalb dessen die Gewichte im Vergleich zur Gesamtbevölkerung leicht nach links verschoben sind) meist eng verwoben mit jugendkulturellen Stilen und Szenezugehörigkeiten. Politische Orientierungen seien unter heutigen Jugendlichen insofern direkt verbunden mit lebensweltlichen und persönlichen Vorstellungen und (nicht zuletzt ästhetischen) Praxen.¹²

In der Frage der Legitimation der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse zeigt sich eine auffällige Diskrepanz zwischen der grundsätzlichen Zustimmung zur Demokratie als Staatsform wie auch zum Zustand der Demokratie in Deutschland (73 %, Tendenz steigend) und einer kritischen Einschätzung ihrer AkteurInnen, vor allem der Parteien. Das gilt grundsätzlich unabhängig von der Schichtzugehörigkeit. Den Parteien wird den Daten der Shell-Studien zufolge

deutlich seltener Vertrauen entgegengebracht als allen anderen genannten zivilgesellschaftlichen oder staatlichen Institutionen. Besonders hoch ist das Vertrauen gegenüber Institutionen mit hoheitlichen Funktionen wie Gerichten, Polizei und Bundeswehr sowie gegenüber Menschenrechts- und Umweltschutzgruppen. Darauf folgen Bürgerinitiativen und Gewerkschaften, wobei das Vertrauen in die Gewerkschaften seit 2006 kontinuierlich zugenommen hat.

Eine auffällige Entwicklung, die vermutlich im Zusammenhang mit den Folgen der Wirtschafts- und Finanzkrise steht, ist der (auch in der Bevölkerung insgesamt zu beobachtende) zwischenzeitliche Vertrauensverlust gegenüber Banken und großen Unternehmen, die 2010 ähnlich misstrauisch betrachtet wurden wie die Parteien, bis zum Frühjahr 2015 aber offenbar wieder etwas Vertrauen zurückgewinnen konnten. Die Einstellungen gegenüber der EU und Europa (wie auch der UN), die zuletzt 2006 differenziert erhoben wurden, seien überwiegend positiv und – angesichts der politischen Turbulenzen der letzten Jahre durchaus überraschend – relativ stabil. Gegenüber der ausgeprägten «Europa-Euphorie», welche die Shell-Studie 2002 festgestellt hatte (49 % plädierten damals dafür, dass sich die europäischen Länder langfristig zu einem einheitlichen Staat zusammenschließen), fielen die Einschätzungen nun deutlich nüchterner aus.¹³ Auch das Vertrauen zur Bundesregierung sei zuletzt angestiegen und bewege sich nun ebenfalls im Mittelfeld der abgefragten Institutionen. (Auch in diesem Punkt sollte allerdings bedacht werden, dass die Erhebung Anfang des Jahres 2015, also vor der Zuspitzung der Flüchtlingskrise, stattfand.) Die Kritik an den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen sei in prekären sozialen Lagen, in ländlichen Gebieten und insgesamt in den ostdeutschen Bundesländern überdurchschnittlich stark ausgeprägt.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, dass im gleichen Zeitraum, in dem das Ansehen großer Unternehmen und Banken den Daten zufolge eingebrochen ist, die Assoziation von Globalisierung mit wirtschaftlichem Wohlstand deutlich angestiegen sei (von 37 % in 2006 auf 53 % in 2010), erneut unabhängig

¹² Die AutorInnen der Shell-Studie 2010 ziehen daraus die meines Erachtens fragwürdige Schlussfolgerung, dass eine Repolitisierung der parteipolitischen Landschaft entlang von Sachfragen einer wachsenden Übersetzung solcher latent politisierter und lebensweltlich auseinanderdriftender Alltagskulturen und «Lifestyles» in den politischen Raum prinzipiell entgegenarbeiten würde. Einiges spricht für die gegenteilige Annahme: Das Aufbrechen großer gesellschaftlicher Konfliktlinien und ihre offenere Verhandlung im politischen System könnte die vorhandene mikropolitische Aufladung und Differenzierung der (jugendlichen) Alltagskulturen durch eine Schärfung des weltanschaulichen Profils auch weiter konturieren, ohne dass die stilistische Rahmung damit unbedeutend würde. Schon jetzt zeigt sich sehr deutlich, dass die stark von den jungen Generationen getragenen neuen Protestbewegungen und linken Parteien vor allem in den stark krisenbetroffenen Ländern der EU sich auch durch einen demonstrativen Bruch mit den etablierten politischen Kulturen auszeichnen. Das bekannteste Beispiel hierfür dürfte der ehemalige griechische Finanzminister Varoufakis sein; auch der authentische Politikstil des alles andere als jugendlichen Labour-Vorsitzenden Corbyn markiert einen kulturellen Bruch gegenüber den politischen Eliten wie auch gegenüber dem Rechtspopulismus. ¹³ Auch in der Gesamtbevölkerung zeigt sich laut den Daten des IfD Allensbach keine generelle Abwendung von Europa, sondern eine zunehmend sachlich differenziertere Einschätzung, die etwa den Wert offener Grenzen und der Friedenssicherung betont, zugleich aber Phänomene wie Lobbyismus und Bürgerferne kritisiert (vgl. IfD Allensbach/Petersen 2014).

von der Schichtzugehörigkeit. Noch ausgeprägter ist die positive Assoziation von Globalisierung mit Reisefreiheit und Chancen durch kulturelle Vielfalt. Das gilt selbst für jene Jugendlichen, die einen Verlust von Heimatkultur befürchten. Die Kritik an den politischen und wirtschaftlichen Eliten scheint bei den Jugendlichen also keineswegs mit einem generellen Rückzug auf regionale oder nationale Abgrenzungsbedürfnisse einherzugehen. Im Gegenteil: Die Toleranz gegenüber Minderheiten und die Haltungen zur Zuwanderung haben sich seit 2006, als vor dem Hintergrund der skeptischeren Einschätzung der persönlichen und gesellschaftlichen Zukunftsperspektiven ein leichter Anstieg von Vorbehalten festzustellen war, deutlich entspannt. Zwar wollen 2015 noch immer 37 Prozent der befragten jungen Menschen lieber weniger ZuwanderInnen in Deutschland aufnehmen als bisher, die Tendenz zur wachsenden Offenheit ist aber deutlich ausgeprägt (2006 plädierten noch 58 % für eine Verringerung der Zuwanderungszahlen). Die Vorbehalte gegenüber einer türkischen Familie oder einer Aussiedlerfamilie in der eigenen Nachbarschaft gingen ebenfalls deutlich zurück. Diese mittelfristigen Entwicklungstendenzen decken sich weitgehend mit den Befunden einschlägiger Langzeitstudien zur Verbreitung von Ressentiments in Deutschland (vgl. Lill 2015).

Auffällig entspannt stellt sich nach den Befunden der Shell-Studien das Verhältnis zwischen den Generationen dar. Das gilt nicht nur für das persönliche Verhältnis der meisten Jugendlichen zu ihren Eltern und Großeltern. Auch gesamtgesellschaftlich lassen sich die Jugendlichen nicht gegen die Älteren in Stellung bringen. Die seit Jahren zu beobachtenden Versuche von Teilen der politisch-medialen und ökonomischen Eliten, aus dem demografischen Wandel die Notwendigkeit von Rentenkürzungen zu begründen und dies mit einem Verweis auf die Interessen der jüngeren Generation zu legitimieren, fallen im Alltagsbewusstsein der allermeisten Jugendlichen offensichtlich auf keinen sonderlich fruchtbaren Boden. Zwar hielten 61 Prozent den demografischen Wandel für ein Problem und 40 Prozent nähmen das Verhältnis von Jung und Alt in Deutschland als eher angespannt wahr, die Tendenz weist hier aber deutlich in Richtung Entspannung: Eine Mehrheit von 53 Prozent sehe das Verhältnis inzwischen als «eher harmonisch» an. Zur gleichen Zeit sinke der Anteil derjenigen Jugendlichen, die von den Älteren forderten, Ansprüche zurückzustellen (von 34 % in 2006 auf 25 % in 2010). Generell bekunde die große Mehrheit der Jugendlichen große Anerkennung für die Leistungen der älteren Generationen und betone, dass dies entsprechend honoriert werden müsse. (Das gelte besonders mit Blick auf die oft idealisierten, weil «verwöhnenden, wenig autoritären Großeltern», Shell 2006: 29.)

Aus linker Sicht besonders bedeutsam ist die Erkenntnis, dass es offenbar eine hohe Sensibilität für den bereits bestehenden und sich nach Einschätzung der meisten Jugendlichen perspektivisch eher ver-

schärfenden Pflegenotstand und die Gefahr wachsender Altersarmut gebe. Die eigene Alterssicherung wird oft skeptisch eingeschätzt, die große Mehrheit rechnet mit drastisch reduzierten gesetzlichen Rentenzahlungen und geht entsprechend davon aus, selbst privat vorsorgen zu müssen. «Staat und Politik wird wenig Lösungskompetenz in dieser Frage zugetraut.» (Shell 2006: 29) Banken und Versicherungen vertraut man allerdings noch weniger, der Sinn privater Altersvorsorge wird angesichts der Risiken an den Finanzmärkten von einer Mehrheit skeptisch betrachtet.¹⁴

Anschlussfähigkeit an Positionen der LINKEN zeigt sich auch bei einem anderen Thema: Die Jugendlichen sind, ähnlich wie die deutsche Bevölkerung insgesamt, zunehmend skeptisch bis ablehnend gegenüber Auslandseinsätzen der Bundeswehr eingestellt: Nachdem nur 29 Prozent diese im Jahre 2002 ablehnten, war es 2010 eine Mehrheit von 57 Prozent der Befragten, wobei der Bildungsgrad keine signifikante Rolle spielte, die Ablehnung aber in Ostdeutschland mit 62 Prozent höher ausfiel. Dennoch wird eine aktive Rolle Deutschlands in der Weltpolitik von den meisten Jugendlichen grundsätzlich begrüßt. Auch die Problemwahrnehmung beim Thema Klimawandel sei (für die ForscherInnen überraschend) nicht schicht- oder bildungsabhängig. Rund drei Viertel aller Jugendlichen sahen 2010 im Klimawandel ein großes oder sehr großes Problem, ein ähnlich hoher Anteil wendete sich zugleich gegen eine fatalistische Sicht und sah Handlungsnotwendigkeit in Politik und Alltagsleben vor allem aufseiten der Industrienationen. Generell seien die Themen Umwelt- und Naturschutz wieder im Kommen (das gelte insbesondere für jene, die sich links der Mitte positionieren). Aber auch das Thema innere Sicherheit werde (in diesem Fall eher rechts der Mitte) aufgewertet, ihm räumten 2015 immerhin 24 Prozent hohe Priorität ein (2006 nur 9 %). Während nur noch 37 Prozent meinten, man müsse besonders im Arbeitsmarktbereich aktiv werden (2006 noch 78 %), sind inzwischen die Themen Kinder und Familie (55 %) sowie Bildung, Wissenschaft und Forschung (46 %) an die Spitze der Prioritätenliste gerückt.

Auch in anderen Bereich gilt: Trotz der relativen Zurückhaltung gegenüber der Politik im engeren Sinne wird durchaus Kritik an bestehenden Zuständen geäußert. 70 Prozent aller Jugendlichen meinten bereits 2010, dass vieles in Arbeitswelt und Gesellschaft falsch laufe und es nötig sei, sich dagegen zur Wehr zu setzen (wobei der Anteil in den höheren Schichten überdurchschnittlich ausfiel). Bei vielen verbinde sich diese kritische Grundeinschätzung allerdings mit Ohn-

¹⁴ Wie die MetallRente-Studien «Jugend – Vorsorge – Finanzen» von 2010 und 2013 zeigen, an denen Klaus Hurrelmann ebenfalls maßgeblich beteiligt war, konnten die gesetzliche und betriebliche Altersvorsorge Vertrauen zurückgewinnen. Dennoch übersetzten sich die leicht verbesserten finanziellen Spielräume bei den meisten jungen Menschen nicht in eine steigende Rücklage für die Altersvorsorge, sondern vor allem in wachsende Investitionen in die eigene Ausbildung. Die mehrheitlich als überfordert beschriebenen Jugendlichen richten den Anspruch auf Alterssicherung ganz überwiegend eindeutig an den Staat – die Studie spricht sogar von einer «Renaissance des Kollektiven» (Hurrelmann/Karch 2013: 2).

machtsgefühlen: 31 Prozent der Jugendlichen meinten, dass gegen die Mächtigen am Ende nichts auszurichten sei.

Die AutorInnen der Shell-Studien schwanken erkennbar bei der Einschätzung des Kritikpotenzials dieser Generation: Während Hurrelmann und Albrecht (2014) in ihrer pointierten Rede von den «heimlichen Revolutionären» betonen, die «Generation Y» wälze in einem schleichenden, quasi evolutionären Prozess die sozialen Strukturen und Alltagskulturen um, weil sie ihre Ansprüche auch gegen etablierte Machtverhältnisse und tradierte Normen leise und individuell, aber hartnäckig zu verwirklichen suche, heißt es in der Shell-Studie von 2010: «Das Ergebnis ist eine erstaunlich unkritische Generation, die sich nicht gegen die bestehenden Verhältnisse auflehnt und sie noch nicht einmal umkrempeln möchte.» (Shell 2010: 38) Die prinzipiell akzeptierende und individuelle Bewältigungsstrategien suchende pragmatische Grundorientierung werde auch unter dem Vorzeichen sich verdichtender gesellschaftlicher Krisenprozesse überwiegend nicht infrage gestellt. Zugleich betonen die AutorInnen aber, dass es vor dem Hintergrund der egotaktischen Grundorientierungen und der wachsenden sozialen Differenzierung generell schwieriger werde, überhaupt gemeinsame Spezifika der jüngeren Generation kenntlich zu machen: «Gerade da die Jugendlichen hochgradig individuell und pragmatisch auf die an sie gerichteten Anforderungen reagieren, mangelt es [...] an einer gemeinsam geteilten Wahrnehmung als Generation im Sinne einer Zuschreibungskategorie» (Shell 2010: 39). Das verweist auf die Notwendigkeit milieuspezifisch differenzierter Analysen.

2.2 DIE SINUS-STUDIE:

WIE TICKEN JUGENDLICHE? (2012)

2.2.1 Zentrale Thesen und konzeptioneller Rahmen

Die Stärke der SINUS-Untersuchung liegt in der im Vergleich zu den Shell-Studien differenzierteren Betrachtung der sozialen Ungleichheiten entlang von sieben verschiedenen Lebenswelten und ihrer Lagerung innerhalb des sozialen Feldes.¹⁵ Dabei wird, wie auch im (hauptsächlich für Marktstudien verwendeten) Milieumodell des SINUS-Instituts, zwischen drei quer zur sozialen Schichtung liegenden und als Kontinuum zwischen zwei Polen gedachten Grundhaltungen unterschieden: Als «traditionell» gelten auf «Sicherheit und Ordnung» gerichtete Haltungen. Als «modern» werden Normen und Ziele wie «Haben, Sein und Verändern» bezeichnet. Mit dem vieldeutigen Begriff «postmodern» wird auf eine Haltung rekuriert, die auf Ideale wie «Machen, Erleben und Grenzüberwindung» orientiert sind. Diese lebensweltlichen Grundhaltungen seien allerdings gerade bei Jugendlichen nicht als einander streng ausschließende Kategorien, sondern als Wertpräferenzen mit fließenden Übergängen und vielfältigen Kombinationen zu begreifen. Die junge Generation zeichne heute ganz überwiegend keine «Ent-

weder-oder-Haltung» aus, sondern vielmehr eine «Sowohl-als-auch-Logik».

Die Studie basiert auf 72 narrativen Interviews mit Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren.¹⁶ Die Interviews wurden kombiniert mit einer Auswertung von «Hausarbeitsheften», in denen sich die Jugendlichen selbst darstellen sollten, ergänzt durch eine fotografische Dokumentation und Interpretation der heimischen Zimmergestaltung. Damit entstehen deutlich differenziertere Porträts jugendlicher Lebenswelten, als sie mit der Methodik der Shell-Studien möglich sind. Zur Quantifizierung des auf Basis der qualitativen Daten konstruierten Lebensweltenmodells wurde auf die Verbraucheranalyse des SINUS-Instituts aus dem Jahr 2011 zurückgegriffen. Der Datensatz bezog sich auf 1.499 Fälle (ebenfalls aus der Alterskohorte zwischen 14 und 17 Jahren). Da noch kein jugendspezifischer Lebensweltenindikator vorlag, kam dabei das vom SINUS-Institut für die deutsche Gesamtbevölkerung entwickelte Milieumodell zur Anwendung, das auf Lebensweltklassifikationen entlang von Clusteranalysen und sogenannten Normprofilen (also spezifischen Verteilungsmustern von Antwortwahrscheinlichkeiten) basiert.

Die SINUS-Jugendstudie bestätigt grundsätzlich das seit 2002 von den Shell-Studien gezeichnete Bild einer «pragmatischen Generation»: Auch sie attestiert den Jugendlichen eine überwiegend optimistische, oft allerdings auf das unmittelbar Anstehende verkürzte Sichtweise. «Der Fokus liegt auf dem Machbaren und der Gegenwart; große Utopien werden kaum mehr verfolgt. Vor allem die bildungsnahen Jugendlichen geben sich abgeklärt: Nicht nur die eigenen politischen Einflussmöglichkeiten, auch die der Volksvertreterinnen und -vertreter sieht man begrenzt.» (SINUS 2012: 40) Noch deutlicher als in den Shell-Studien werden Unsicherheitserfahrungen als eine grundlegende Befindlichkeit dieser Generation beschrieben. Die Jugendlichen beschäftige angesichts der Wahrnehmung eines scharfen Leistungswettbewerbs vor allem die Frage nach eigenen Zukunftsperspektiven. Sie gingen ganz überwiegend davon aus, dass sie diese Aufgabe allein oder im Sinne einer «privaten Angelegenheit» bewältigen müssten. Prägend sei vor allem die Erfahrung, unter Zeitdruck zu stehen, sich kaum Umwege und Experimente leisten zu können: «Früh den «richtigen» Weg einschlagen zu müssen und gleichzeitig flexibel für neue Wege zu bleiben wird zum anstrengenden Spagat.» (Ebd.: 41) Das macht insbesondere den eher traditionell ausgerichteten Jugendlichen und natürlich den Bildungsschwächeren zu schaffen. «Folge der Unberechenbarkeit ist eine gewachsene Re-grounding-Tendenz in der Gesellschaft (Bedürfnis nach

¹⁵ Die AutorInnen präferieren mit Blick auf Jugendliche den Begriff der Lebenswelt gegenüber dem des Milieus, weil die Identitätsbildung und damit die Entwicklung von sozialen Zugehörigkeiten noch weniger scharf konturiert seien als bei Erwachsenen (SINUS 2012: 29). ¹⁶ Die Daten sind damit nur bedingt vergleichbar mit jenen der Shell-Studien, die sich auf Jugendliche im Alter von zwölf bis 25 Jahren beziehen.

Halt, Zugehörigkeit und Vergewisserung), aber auch die Ausbreitung neuer Kompetenzen wie autonomes Handeln, Navigation und Networking.» (Ebd.: 43) Rebellion sei den Jugendlichen dagegen überwiegend fremd – sowohl gegenüber den vorgefundenen gesellschaftlichen Bedingungen, als auch gegenüber der eigenen Familie. Gleichwohl würden gesellschaftliche Probleme sehr deutlich wahrgenommen (Arbeitslosigkeit, Wirtschafts- und Finanzkrise, unsichere Renten, Klimawandel etc.): Für viele sei vorstellbar, sich (zukünftig) hier zu engagieren.

2.2.2 Vergleich der jugendlichen Lebenswelten mit dem SINUS-Milieumodell zur Gesamtbevölkerung¹⁷

Die *konservativ-bürgerliche Lebenswelt* der Jugendlichen, die im SINUS-Milieumodell einer Zusammenfassung aus «Traditionellen», «Konservativ-Etablierten» und «bürgerlicher Mitte» entspräche, fällt den AutorInnen zufolge relativ klein aus (13 % gegenüber 39 % im SINUS-Milieumodell 2012, wobei sich hier etwas mehr Jungen als Mädchen finden). Im Vergleich zur Verteilung der drei Stammmilieus¹⁸ ist diese jugendliche Lebenswelt, die sich familien- und heimatorientiert zeigt, innerhalb der Konstruktion des sozialen Feldes deutlich nach «oben links» verschoben und entspricht damit in etwa der Lage der «Konservativ-Etablierten» im Milieumodell: Sie ist im Vergleich zu den Milieus, aus deren Traditionsstrang sie hervorgeht, auf der vertikalen Achse der Bildung höher positioniert (deutlich mehr Angehörige der jungen Generation erreichen die Hochschulreife); auf der horizontalen Achse der normativen Grundorientierungen steht sie den traditionellen Werthaltungen näher (Renaissance traditioneller Werte).

Die *sozialökologische Lebenswelt*, die durch eine eher sozialkritische, nachhaltigkeits- und gemeinwohlorientierte Grundhaltung sowie Offenheit für alternative Lebensentwürfe geprägt sei und der zehn Prozent der Jugendlichen zugerechnet werden, weise starke Parallelen zu den SINUS-Milieus der «Liberal-Intellektuellen» und der «Sozialökologischen» (jeweils 7 %) auf. Auch diese Gruppe, die im Vergleich zu den Erwachsenen-Stammilieus in der Bildungshierarchie ebenfalls weiter nach oben gerückt ist, falle also etwas kleiner aus als im Gesamtdurchschnitt der Bevölkerung. Sie setze sich zu 70 Prozent aus Mädchen zusammen (ein Befund, der mit der Überrepräsentanz von weiblichen Jugendlichen beim Typus der «pragmatischen IdealistInnen» in den Shell-Studien korrespondiert).

Die *adaptiv-pragmatische Lebenswelt*, die sowohl nach sozialem Bildungsstatus als auch nach der normativen Grundorientierung (deutlicher als im Gesamtdurchschnitt der Bevölkerung) in der Mitte des sozialen Feldes angesiedelt wird, umfasst zusätzlich zum gleichnamigen Milieu im Erwachsenenmodell auch das Milieu der «Performer», weil sich diese Gruppe in den jüngeren Kohorten insgesamt durch eine stärker lifestyle-orientierte «Performing-Mentalität» auszeichnete (SINUS 2012: 35). Die Lebenswelt ist im Ganzen et-

was größer als die beiden Stammmilieus (19 % gegenüber 16 %) und überdurchschnittlich stark (wenn auch schwächer als die «Sozialökologischen») durch weibliche Teenager geprägt (61 %). Auch in dieser Gruppe ist, ähnlich wie bei den «Konservativ-Bürgerlichen», im Vergleich zu den Stammmilieus eine Tendenz zur horizontalen Verlagerung weg von den «postmodernen» Orientierungen festzustellen: Die Jugendlichen dieser Lebenswelt zeigten sich betont leistungs- und familienorientiert sowie anpassungsbereit.

Eine Tendenz zur Polarisierung der Werthaltungen deutet sich vor diesem Hintergrund an, wenn wir die Lebenswelten der «Expeditiven» (20 %) und der «experimentalistischen Hedonisten» (19 %) ins Auge fassen: Gegenüber der Gesamtbevölkerung zeigt sich hier eine ausgeprägte Verschiebung zugunsten «postmoderner» Grundorientierungen innerhalb der jugendlichen Population. Zwar ist die Lagerung dieser Lebenswelten, in denen Jungen leicht überdurchschnittlich stark repräsentiert sind, im sozialen Feld den Erwachsenen-Stammilieus («expeditives» und «hedonistisches» Milieu) vergleichbar. Zusammengenommen fallen sie aber rund doppelt so groß aus – und das, obwohl die «Konsum-Hedonisten», anders als im SINUS-Milieumodell, bei den Jugendlichen als eigenständige Lebenswelt gefasst wurden (siehe unten), hier also noch nicht enthalten sind. Besonders die entlang der Bildungsachse in der Oberschicht und der oberen Mittelschicht verortete (und erstmals 2010 als neues Milieu beschriebene) Gruppe der «Expeditiven» ist demnach sehr jung und in schnellem Wachstum begriffen. Darin drückt sich offensichtlich die (schon in den Shell-Studien festgestellte) Tendenz zur leistungs- und konkurrenzbewussten, aber auch lustbetonten Höherqualifikation gerade unter Jugendlichen der oberen Sozialschichten aus. Dies geht einher mit einer stark aufstiegsorientierten und optimistischen Haltung, die Selbstverwirklichungsethik und Karriereorientierung durch erfolgreiches Networking miteinander verbindet. Verglichen mit den «Expeditiven» sind die in der Bildungshierarchie in mittleren oder unteren Soziallagen verorteten, ebenfalls sehr szenespezifisch aktiven «experimentalistischen Hedonisten» noch stärker auf (nonkonformistischen) Spaß im Hier und Jetzt orientiert.

Auch in den unteren sozialen Lagen ist die «hedonistische» Orientierung bei den Jugendlichen dem-

¹⁷ Um die Ergebnisse aus der SINUS-Jugendstudie 2012 mit jenen der SINUS-Milieumodelluntersuchungen zur Gesamtbevölkerung vergleichen zu können, wurden die Daten zur quantitativen Gewichtung der einzelnen Lebenswelten mit dem SINUS-Milieumodell von 2012 abgeglichen. ¹⁸ Der Begriff des Stammilieus findet in der SINUS-Studie keine Verwendung, sondern lehnt sich an den Sprachgebrauch der Jugendkulturforschung aus dem Spektrum der britischen Cultural Studies an (vgl. Marchart 2008). Er bezeichnet die innerhalb einer Jugendgruppe dominierenden Herkunftsmilieus der älteren Generation (im Milieumodell von Vester et al. auch mit dem Bild des Milieustammbaums gefasst; vgl. Vester et al. 2001). Die SINUS-Studie prüft bei der Quantifizierung der jugendlichen Lebenswelten durch Abgleich der Daten aus den Milieustudien zwar nicht die individuelle soziale Herkunft der befragten Jugendlichen (es handelt sich ja auch nur um eine idealtypisierende Modellierung). Wir wissen aber aus zahlreichen anderen Untersuchungen, dass der Bildungsstatus und die normativen Grundorientierungen in der Bundesrepublik in hohem Maße über Generationen hinweg vererbt werden, sodass diese Begriffsverwendung hier gerechtfertigt erscheint.

nach insgesamt deutlich stärker ausgeprägt als im Bevölkerungsdurchschnitt: Die zu 60 Prozent aus männlichen Jugendlichen gebildete Lebenswelt der «materialistischen Hedonisten» (12 %), die als stark marken-, aber auch familienorientiert beschrieben wird und dem Submilieu der «Konsum-Hedonisten» im Erwachsenenmodell entspricht, ist allerdings auf der horizontalen Achse der normativen Grundorientierungen wieder deutlich näher an «traditionelle» bis «gemäßigt moderne» Haltungen gerückt – ein Hinweis darauf, dass sich gerade in den unteren sozialen Lagen bei einem Teil der Jugendlichen eine Renaissance von eher konservativen und materialistischen Werten wie «Sicherheit und Ordnung» sowie «Zeigen und Haben» abzeichnet.

Die Lebenswelt der «Prekären», die ebenfalls deutlich zur Seite der «traditionellen» Grundorientierungen verschoben ist und sogar zu 68 Prozent aus männlichen Jugendlichen bestehe, entspricht von der Größe her mit sieben Prozent etwa dem gleichnamigen SINUS-Milieu (9 %). Es dominiere eine «Durchbeißermentalität» und ein Bemühen um Orientierung und Teilhabe auch angesichts pessimistischer Zukunftserwartungen.

Generell lässt sich festhalten, dass ein Abgleich des jugendlichen Lebensweltenmodells mit dem SINUS-Milieumodell deutliche Indizien für eine – verglichen mit der Gesamtbevölkerung – noch stärker ausgeprägte soziale Polarisierung zutage fördert. Das gilt für beide Achsen des sozialen Raumes: Zum einen bildet sich in den oberen und mittleren Lebenswelten eine Aufwärtsmobilität hinsichtlich des Bildungsstatus ab, die sich in den unteren Lebenswelten nur teilweise finden lässt und die angesichts des arbeitsweltlichen Strukturwandels den Verlust an einfachen Tätigkeitsprofilen nicht kompensieren kann. Zum anderen zeigt sich sowohl in den höheren als auch in den unteren sozialen Lagen im Vergleich zur Gesamtbevölkerung eine Tendenz zur horizontalen Verlagerung der Gewichte zu den beiden Polen der «traditionellen» und «postmodernen» Grundorientierungen, wobei Letztere in der Gesamtverteilung deutlich das Übergewicht haben. Von einem generellen Trend zur Retraditionalisierung oder gar zu reaktionären Einstellungen kann bei Jugendlichen also sicher nicht ausgegangen werden, wohl aber von einer Renaissance «traditioneller» Grundhaltungen bei einer bedeutenden Minderheit. Dies ist eine Reaktion auf die wahrgenommenen Schwierigkeiten, den Anschluss an die «modernen» und «postmodernen» Lebenswelten, die den flexibilisierten Anforderungen des sozialen Wandels tendenziell gelassener und souveräner begegnen, nicht zu verlieren. Konkret gilt das vor allem für die «Bürgerlich-Konservativen», die «materialistischen Hedonisten», die «Prekären» und (mit deutlichen Einschränkungen) Teile der «Adaptiv-Pragmatischen». Der eingangs zitierte Hinweis, dass eine auf den ersten Blick oft widersprüchlich anmutende «Sowohl-als-auch-Haltung» bei den meisten Jugendlichen dominiere (in der Sprache der Shell-

Studien also ein «unideologischer Pragmatismus»), ist dementsprechend nicht im Sinne einer wechselseitigen Annäherung der jugendlichen Lebenswelten oder einer geringer ausgeprägten Distinktion misszuverstehen. Es scheint, trotz des noch stärker im Fluss befindlichen Charakters der jugendlichen Lebenswelten und der flexibleren Neuverknüpfung «alter» und «neuer» Werte im Vergleich zu den Erwachsenenmilieus, eher das Gegenteil zuzutreffen – ein Bild, das, wie ausgeführt, auch von den Shell-Studien nahegelegt wird.

Bemerkenswert ist dabei, dass auf beiden Seiten der horizontalen Differenzierungsachse, also bei den «traditionellen» wie bei den «postmodernen» Lebenswelten, die männlichen Jugendlichen deutlich überrepräsentiert sind, während sich die Mehrheit der weiblichen Altersgenossinnen in den «modernen», im Mittelfeld gelagerten Lebenswelten wiederfindet. Die Polarisierung der Werthaltungen innerhalb der jüngeren Generation zeigt sich also ganz offensichtlich insbesondere bei den Jungen. Diese sind zugleich in den eher bildungsschwachen Lebenswelten (besonders deutlich bei den «Prekären») überrepräsentiert (daneben allerdings auch bei den besonders karriereorientierten «Expeditiven» am anderen Ende der Skala), während Mädchen in der hochgebildeten und sozial besonders engagierten Lebenswelt der «Sozialökologischen» mit klar linksaffinen Einstellungsmustern mit einem Anteil von 70 Prozent dominieren.

2.2.3 Ausgewählte Befunde

Hinsichtlich der Zukunftsvorstellungen zeigten sich die «Expeditiven» und die «Adaptiv-Pragmatischen» am optimistischsten. Sie seien stark bildungs- und aufstiegsorientiert und könnten sich auf einen relativ gesicherten sozialen Hintergrund verlassen. Während Ersterer dabei entsprechend ihrer eher «postmodernen» Orientierung relativ stark auf Erfahrungen in der Gegenwart konzentriert seien, planten die in der «modernen Mitte» angesiedelten «Adaptiv-Pragmatischen» sehr genau und diszipliniert, um ihren Wunsch nach Sicherheit und einer Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu realisieren. Persönlich optimistisch zeigten sich grundsätzlich auch die «Sozialökologischen», die zwar ebenfalls geordnete und sichere Verhältnisse anstrebten, dabei aber größeres Gewicht auf vielfältige Erfahrungen (etwa durch Reisen) und die Suche nach einem sinnstiftenden und nachhaltigen Beruf legten. Sie seien mit Blick auf gesamtgesellschaftliche Entwicklungen deutlich nachdenklicher und kritischer. Sehr skeptisch äußerten sich die «Konservativ-Bürgerlichen», die, ähnlich wie die «Adaptiv-Pragmatischen», ihre Zukunft sehr genau planten und dabei auch persönlich von durchaus guten Jobchancen im Bereich bodenständiger Karrierewege, etwa Beamtenlaufbahnen, ausgingen. Sie seien allerdings stärker verunsichert durch die wachsenden Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen unter Bedingungen eines entgrenzten Wettbewerbs und der zunehmenden Digitalisierung. Sie wollten eigentlich die ihnen bekannte Lebenswelt

bewahren, sähen diese aber durch den sozialen Wandel bedroht. Auch die in der Bildungshierarchie stärker benachteiligten «materialistischen Hedonisten» wollten vor allem einen einträglichen Job und eine glückliche Familie und zeigten sich aufstiegsorientiert. Bei ihnen wirke der «Zwangsoptimismus» jedoch oft etwas aufgesetzt: «Ich schaffe es schon irgendwie.» (Ebd.: 45) Bei den «Prekären» kippe diese Stimmung ins offen Pessimistische und in einen Verlust an Orientierung. Hier sei das Hauptziel, nicht auf Hartz IV angewiesen zu sein..

Mit Blick auf die Vergemeinschaftungsformen und die wechselseitige Abgrenzung zeigten sich bei den «Prekären» und den «materialistischen Hedonisten» auch die stärksten Konflikterfahrungen innerhalb der Peergroups. Diese seien intern deutlich hierarchischer strukturiert als in anderen Lebenswelten, man blicke zu einzelnen WortführerInnen auf, die Orientierung geben und von denen man unbedingt respektiert werden möchte. Zugleich sei es besonders für die «materialistischen Hedonisten» wichtig, auch im weiteren Freundeskreis bekannt zu sein und sich sowohl nach unten als auch nach oben hin scharf abzugrenzen. Das Gegenbild hierzu geben die «Expeditiven» und die «Sozialökologischen» ab: Sie legen Wert auf einen intellektuell anspruchsvollen Austausch auf Augenhöhe und mit Jugendlichen, die eine ähnliche Weltsicht teilen. Besonders die «Expeditiven», die sich eher an älteren Jugendlichen und Szene-Hotspots orientieren und wenig Neigung zu festen Bindungen zeigen, grenzen sich dabei scharf nach unten – gegenüber «Langweilern» und «Normalos» – ab. Bei den «Sozialökologischen» stehen laut der SINUS-Studie eher normative Ansprüche im Zentrum von Abgrenzungsstrategien (z. B. gegen Markengläubigkeit oder Verschwendung und Egoismus). Ähnlich wie die zuletzt genannten Lebenswelten seien auch die «experimentalistischen Hedonisten» entsprechend ihrer eher «postmodernen» Orientierung in weitläufigere Szenenetzwerke integriert. Sie grenzten sich mit unkonventionellen bis exzentrischen Formen der Alltagsästhetik vor allem gegen konservative Jugendliche ab. Letztere seien meist in eher überschaubare, feste Freundeskreise sowie in Vereine und Kirchengemeinden integriert. Sie hielten skeptische bis dezidiert ablehnende Distanz gegenüber popkulturell geprägten Szenen, grenzten sich aber auch nach unten relativ scharf ab. Ähnliches gelte für die in der Mitte des sozialen Raumes angesiedelten «Adaptiv-Pragmatischen», denen enge Freundschaften und Paarbeziehungen besonders wichtig seien und die angesichts einer starken Aufstiegsorientierung auf eine deutliche Abgrenzung nach unten (weniger jedoch gegenüber popkulturellen Szenen) bedacht seien, dabei aber nach Möglichkeit «mit allen gut auskommen» wollten (ebd.: 144). In den beiden zuletzt genannten Lebenswelten sowie bei den «Prekären» ohne Migrationshintergrund fänden sich am ehesten Vorbehalte oder Ablehnung gegenüber MigrantInnen und kultureller

Vielfalt. Diese Jugendlichen seien damit aber in einer deutlichen Minderheit.

Hinsichtlich der Mediennutzung zeigen die AutorInnen der SINUS-Studie eine ähnliche Differenzierung der Nutzungstypen auf, wie sie bereits auf Basis der Shell-Studien angedeutet wurde. Während sich die Jugendlichen in «postmodernen» Lebenswelten eher über szenespezifische Blogs und Empfehlungen von Freunden informierten, seien für die «modern» oder «traditionell» geprägten Jugendlichen Mainstream-Medien und -Portale die Hauptinformationsquellen. Bildungsfernere Jugendliche würden insbesondere Rapper als mediale Bezugsfiguren und Vorlagen für Biografiearbeit nennen. Digitale Netzwerke wie Facebook würden als ein von den Eltern in der Regel nicht einsehbarer «Zwischenraum, eine Art öffentliche Privatheit» (ebd.: 55) geschätzt. Ein Problembewusstsein angesichts kommerzieller Nutzungen ihrer Daten sei dabei quer durch alle Lebenswelten praktisch nicht existent (anders als die Sorge, zukünftige ArbeitgeberInnen könnten Zugriff auf unvorteilhafte Selbstdarstellungen haben).¹⁹

Zur Schule gingen die meisten Jugendlichen nach eigenen Angaben relativ gerne, vor allem wegen der Gemeinschaftserlebnisse in der Klasse. Am deutlichsten kritisierten Jugendliche aus «experimentell-hedonistischen» und «sozialökologischen» Lebenswelten das herrschende Schulsystem, das sie als zu autoritär und selektiv beschreiben. Zugleich wird laut der SINUS-Studie deutlich, dass schulisches Lernen von der großen Mehrheit aller Jugendlichen mit kurzfristigem Auswendiglernen (in der Regel allein) von einer Klassenarbeit zur nächsten assoziiert wird.²⁰ Die meisten seien leistungsbewusst und aufstiegsorientiert, zugleich aber bemüht, nicht als «Streber» zu erscheinen.

Die berufliche Orientierung scheint besonders stark von Unsicherheiten geprägt. Die Jugendlichen seien mehrheitlich überzeugt, dass ein möglichst hoher Bildungsabschluss von entscheidender Bedeutung für ihre beruflichen Chancen sei, eine abgeschlossene Ausbildung oder ein Studium aber keineswegs automatisch die berufliche Zukunft sichere. Die in der medialen Öffentlichkeit geläufige (und die realen Arbeitsmarktverhältnisse meist verzerrende) generalisierte Rede vom «Fachkräftemangel» ist insofern offenbar nur sehr begrenzt bei den Jugendlichen angekommen. Die eher «postmodern» orientierten Jugendlichen sowie die «Sozialökologischen» richteten sich vor allem auf stark subjektivierte Arbeitsformen und informierten sich eigenständig und mithilfe von Freunden, wobei vor allem nach Interesse, Sinnhaftigkeit und Abwechslungsreichtum ausgewählt werde. Die «Konservativ-Bürgerlichen» und die «Adaptiv-Pragmatischen» seien

¹⁹ Hier weichen die Befunde, wie bereits angesprochen, deutlich von denen der Shell-Studie 2015 ab. ²⁰ Insofern kann kaum, wie etwa bei Hurrelmann/Albrecht mitunter behauptet, davon die Rede sein, dass die «Generation Y» es schon aus der Schule so sehr gewohnt sei, eigenständig-selbstorganisiert und in Teams zu lernen und zu arbeiten, dass sie entsprechende Ansprüche generell auch beim Berufseinstieg geltend machten (vgl. Hurrelmann/Albrecht 2014).

dagegen eher an der strategischen Planung einer möglichst sicheren «Normalbiografie» interessiert (oft auch stärker mithilfe der Eltern). Für «materialistische Hedonisten» dagegen seien vor allem (Pflicht-)Praktika eine wichtige Entscheidungshilfe. Sie pflegten einen traditionellen Arbeitsethos, betonten eine strikte Trennung von Arbeit und Leben und strebten vor allem ein hohes Einkommen und beruflichen Status an. Die «Prekären» nehmen laut den AutorInnen der SINUS-Studie am seltensten Angebote zur beruflichen Orientierung wahr. Ihr Ziel sei weniger ein interessanter oder sicherer, als vielmehr überhaupt ein Job. Sofern doch einmal Berufswünsche geäußert würden, bewegten diese sich oft fernab realistischer Perspektiven.²¹

Glaube und Religion sind laut der SINUS-Studie ganz überwiegend strikt persönliche Themen, die die Jugendlichen nur relativ wenig reflektiert mit sich selbst ausmachen. Das Bedürfnis nach Sinnfindung sei jedoch allgegenwärtig – viele Jugendliche pflegten eine sehr subjektive und wenig an Institutionen gebundene «Patchwork-Religiosität» mit nur mäßigem Einfluss auf die eigene Lebensgestaltung. (Ein Befund, der auch von den Shell-Studien bestätigt wird, vgl. Kapitel 2.1.) Kirche werde überwiegend als unnahbar und menschenfern wahrgenommen. Anders sei dies vor allem bei den «Konservativ-Bürgerlichen», teilweise auch bei den «Prekären» und mehrheitlich bei den an islamische Gemeinden angebotenen Jugendlichen. Die «Adaptiv-Pragmatischen» nähmen Kirche häufig als normstiftende, aber zugleich auch zu unmoderne Institution wahr, während die eher «postmodern» orientierten Jugendlichen ihr generell kritisch bis ablehnend gegenüberstünden und Glaube als rein individuelle Angelegenheit ansähen (ebd.: 81).

Hinsichtlich des gesellschaftlichen und politischen Interesses zeigt sich bei den meisten Jugendlichen laut SINUS-Studie ein hohes Problembewusstsein – vor allem bezogen auf die Weltwirtschaft, die Arbeitsmarktsituation und den steigenden Leistungsdruck. Allerdings würden sie diese Phänomene kaum als gesellschaftspolitische Aufgabe verstehen, sondern vor allem als persönliche Herausforderung. «Politik» stünden sie nicht unbedingt ablehnend, aber meist leidenschaftslos gegenüber. Dabei verfügten die Jugendlichen über ein deutliches Bewusstsein sozialer Ungleichheiten.

«Auffällig ist, dass zwar zuvorderst die bildungsnahen Jugendlichen Interesse an sozialpolitischen Themen äußern, die «dichtere» Beschreibung von Ungerechtigkeit – zumindest in Bezug auf die unmittelbare eigene Lebenswelt – jedoch von den sozial Benachteiligten vorgetragen wird.» (Ebd.: 72)

Wissen und Interesse bezüglich politischer Themen im engeren Sinne finde sich am stärksten ausgeprägt in den «sozialökologischen» und «konservativ-bürgerlichen» Lebenswelten, während die Verdrossenheit gegenüber der institutionalisierten Politik bei den «Prekären» und den «materialistischen Hedonisten» sowie generell in den unteren Soziallagen am größten

sei. (Allerdings bezeichneten auch die «Adaptiv-Pragmatischen» PolitikerInnen, Parteien und Wahlen sowie historische Ereignisse als dezidiert uninteressant.) PolitikerInnen seien generell kaum Feindbilder, sondern eher profillose und daher uninteressante «ungreifbare Wesen» (ebd.: 76), die relativ emotionslos als machtmotiviert und volksfern beschrieben werden. (Am wenigsten gilt das noch für die «konservativ-bürgerlichen» Jugendlichen.) Den bildungsferneren Jugendlichen erschienen PolitikerInnen häufig als übermächtig, den «modernen», bildungsnahen dagegen oft als machtlos, etwa als «Marionetten der Finanzmärkte» (ebd.: 76).

Die Untersuchung bestätigt die aus den Shell-Studien bekannte These, dass die meisten Jugendlichen sich zwar distanziert bis desinteressiert gegenüber der Parteipolitik äußerten, zugleich aber in einem weiteren Sinne durchaus an politisch relevanten Themen interessiert und vielfach sozial engagiert seien – vorausgesetzt, für sie sei dabei ein lebensweltlicher Bezug erkennbar. Engagement könne dabei sowohl altruistisch als auch «egotaktisch» begründet sein, oft auch beides zugleich. Organisierte und dauerhafte Formen des Engagements fänden sich vor allem in den «sozialökologischen» und «konservativ-bürgerlichen» Lebenswelten. Die «Expeditiven» und die «Adaptiv-Pragmatischen» zeigten eine etwas geringere Affinität zu sozialem oder politischem Engagement, welches, wenn praktiziert, dann meist auf Zeit, flexibel-gelegenheitsorientiert und nicht zuletzt auch «für den Lebenslauf» stattfinde. Am schwächsten sei die Affinität zu gesellschaftspolischem Engagement in den «materialistisch-hedonistischen» und «prekären» Lebenswelten, wo sich starke Gefühle der Ohnmacht und Überforderung bei politischen Themen zeigten. Direkte Unterstützung von Freunden und Familienangehörigen sei dagegen für diese Jugendlichen wichtig. Bei den «experimentellen Hedonisten» zeigt sich ein besonders interessantes Bild: Hier sei die Distanz gegenüber klassischen, institutionell gebundenen Formen des Engagements (auch Wahlen) besonders groß, zugleich aber die Beschäftigung mit einem breiten Spektrum politisch relevanter Themen sehr auffällig (z. B. Kontrolle des öffentlichen Raumes, Spaltung zwischen Arm und Reich, Gentrifizierung, freie Meinungsäußerung und Bestrafung jugendspezifischer Delikte). «In dieser Lebenswelt ist der Widerspruch zwischen explizit formuliertem Desinteresse an Politik und einer Fülle von politischen Themen, die sie beschäftigen, am größten.» (Ebd.: 277)

Szenegebundene Aktivitäten in flachen Hierarchien und oft mit radikaler Symbolik (eher linker Ausrichtung, z. B. Antifa) seien für diese Jugendlichen attraktiv, ohne dass die inhaltlichen Positionen notwendigerweise

²¹ In diesem Punkt deutet sich ein Widerspruch zu den Befunden von Kölzer an, die betont, dass die Berufsvorstellungen der meisten Jugendlichen an Hauptschulen in problematischer Weise verengt seien auf eine sehr begrenzte Zahl von meist prekären Jobs (vgl. Kölzer 2014).

besonders radikal wären. Zugleich erscheine «Politik» als etwas, das einen «eher runterziehe», das unverständlich und auch unauthentisch wirke und das man vor allem in der Verantwortung der PolitikerInnen sehe. Letzteren werde auch die Hauptschuld an sozialen Missständen zugeschrieben. Es handelt sich hier offensichtlich um eine Gruppe, in der ein für linke Politik relevantes Potenzial schlummert – gerade weil es sich um eine für kritisch-emanzipatorische Positionen offene, bisher aber politisch kaum aktivierte Klientel von laut SINUS-Studie immerhin 19 Prozent der 14- bis 17-Jährigen in unteren und mittleren sozialen Lagen handelt.

Während in den eher «postmodernen», also sehr szeneorientierten Lebenswelten, ein relativ starkes und oft auch durch popkulturelle Bezüge geprägtes Inter-

esse an Fragen der Überwachung und Regulierung des öffentlichen Raumes sowie an Gentrifizierung festzustellen sei, bildeten Fragen der sozialen Absicherung vor allem bei den «Adaptiv-Pragmatischen», bei den «Konservativ-Bürgerlichen» sowie teilweise bei den «hedonistischen Materialisten» – also in Lebenswelten mit stärker traditioneller Prägung – präsenste Themen. Die am klarsten links positionierten und sehr hoch qualifizierten «Sozialökologischen» thematisierten ein relativ breites Spektrum von Problemen wie Rassismus, Kapitalismus und Reichumsverteilung, Rechtsextremismus und Umweltschutz und engagierten sich auch häufig zu diesen Themen. Bei den «Prekären» seien vor allem Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen sowie Kriminalität und Integration/Staatsbürgerschaft im Alltagsbewusstsein relevant.

3 POLITISCHE EINSTELLUNGEN UND BERUFSPERSPEKTIVEN VON HAUPTSCHÜLERINNEN

3.1 DIE STUDIE VON CALMBACH UND BORGSTEDT: «UNSIHTBARES» POLITIKPROGRAMM (2012)

Ausgehend von der in der Forschungsliteratur vorherrschenden These einer in den unteren sozialen Milieus geringen und sogar weiter schwindenden Bereitschaft zu gesellschaftspolitischer Partizipation (vgl. neben den Shell-Studien auch IfD Allensbach 2011 und als besonders diskursmächtige Untersuchung Neugebauer 2007) zielt die Studie von Calmbach und Borgstedt auf eine empirische Bestimmung möglicher «Einflugschneisen» für politische Bildungsarbeit bei sozial benachteiligten Jugendlichen. Hierzu wurde das SINUS-Institut vom 2007 gegründeten Fachbereich für «Politikferne Zielgruppen» der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) beauftragt. Im Fokus standen die Interessen der Jugendlichen an gesellschaftspolitischen und sozialen Themen vor dem Hintergrund der jeweiligen Lebenswelten, wobei es sich erneut als fruchtbar erwies, den Politikbegriff weit zu fassen, die Aufmerksamkeit also auf Themen zu lenken, die von den Jugendlichen selbst meist gar nicht als politisch relevant angesehen werden.

Die empirische Basis der Studie bilden zum einen qualitative Befragungen von 36 Jugendlichen im Alter zwischen 14 und 19 Jahren, die eine Hauptschule besuchen oder eine Ausbildung mit Hauptschulabschluss absolvieren. (Dabei wurde auf eine ausgeglichene Verteilung nach Geschlecht, Ost-West-Herkunft sowie ländlichem und urbanem Hintergrund geachtet.) Vor den zweistündigen problemzentrierten und leitfadengestützten Interviews füllten die Jugendlichen – wie in der zuvor diskutierten SINUS-Jugendstudie – ein Hausarbeitsheft mit dem Titel «So bin ich, das mag ich» aus, das freie und visuell zu gestaltende Passagen einschloss. Auch in den Interviews (zu denen jeweils Memos erstellt wurden) kamen visuelle Medien zum Einsatz, die es nach Angaben der Forschenden deutlich erleichterten, mit den Jugendlichen auch über politische Themen ins Gespräch zu kommen.

Ergänzt wird die qualitative Erhebung durch eine Auswertung der repräsentativen Markt-Media-Studie «Typologie der Wünsche» (Institut für Medien- und Konsumentenforschung 2011). Dabei wurden die Antworten von Jugendlichen im Alter zwischen 14 und 19 Jahren ausgewertet, die den SINUS-Milieus der «Konsum-Materialisten» und «Hedonisten» zugerechnet wurden, beides Lebenswelten mit geringem kulturellem und ökonomischen Kapital und einer Überrepräsentanz von HauptschülerInnen.

Die zentrale These der Untersuchung ist, dass unter den bildungsfernen Jugendlichen ein ausgeprägtes und geradezu demonstratives Desinteresse an fast allen Formen der institutionalisierten Politik und Repräsentation vorherrsche. Die politische Klasse erscheine

als eine Personengruppe, die sich auf einem anderen, gänzlich uninteressanten Planeten bewege. Zugleich gebe es sehr wohl ein «unsichtbares Politikprogramm», das in den üblichen Erhebungen etwa auch der Shell-Jugendstudien zu wenig in den Blick gerate, weil es von den Jugendlichen selbst als dezidiert unpolitisch verstanden werde. Das betrifft vor allem Ungerechtigkeits Erfahrungen in der eigenen Lebenswelt und die (Mit-)Gestaltung von Lebensräumen im Alltag, aber auch die Suche nach öffentlichen Repräsentationsfiguren, welche die eigenen Interessen in der eigenen Sprache artikulieren. Die Erschließung politischer Themen erfolge dabei nahezu durchgängig «über unmittelbare konkret-materielle bzw. sozialräumliche Erfahrungen und nicht über das Symbolische, Übergeordnete oder in Form intellektueller Transferleistungen» (Calmbach/Borgstedt 2012: 78). Die meist relativ abstrakten Formulierungen selbst vermeintlich niedrigschwelliger Fragen in quantitativen Erhebungen zum politischen Interesse Jugendlicher würden oft nicht verstanden und liefen daher Gefahr, bereits im Forschungsdesign Leerstellen hinsichtlich der Politikbezüge bildungsferner Jugendlicher anzulegen und damit soziale Ungleichheiten in der sozialwissenschaftlichen Repräsentation zu reproduzieren.

Innerhalb des sogenannten Werteprofiles der Jugendlichen erwiesen sich als besonders bedeutsam: Hedonismus, materielle Teilhabe und Sicherheit, Ansehen und Respekt sowie Familie und Freunde. Erwartungsgemäß als unwichtig erschienen dagegen: Ökologie, postmoderne Werte (Flexibilität, eigene und neue Wege Gehen), Hochkultur und Askese.

Für das Lebensgefühl vieler der befragten Jugendlichen sei eine «zwangsoptimistische Grundhaltung» kennzeichnend (siehe auch SINUS-Jugendstudie zu «materialistischen Hedonisten»). Sie betonten explizit ihre Robustheit, ihre «Durchbeißer-Mentalität» (ebd.: 50). Was sie besonders aufrege sei daher, wenn sie wie «beschädigte Dinge» behandelt würden; Mildtätigkeit und Mitleid würden als verletzend wahrgenommen (ebd.). Respekt verdiene man sich in den Peergroups gerade dadurch, dass man nicht schwach und bedürftig erscheine.

Bei der Inszenierung dieses Selbstbildes (unter Bedingungen, die oft zu einem eher niedrigen Selbstwertgefühl beitrügen), spiele neben dem demonstrativen Konsum von Markenartikeln vor allem der Körper eine zentrale Rolle: Der Druck zur Arbeit an sich selbst sei in diesem Bereich enorm hoch (Fitness, Kampfsport, Solarium, aufwendige Frisuren und Make-up). Das gelte auch für die männlichen Jugendlichen, die dazu häufiger auch vereinsgebunden Sport trieben.

Alle Jugendlichen beklagten, dass sie abseits der Schule kaum Orte hätten, an denen sie sich aufhalten und die sie mitgestalten könnten (ebd.: 51). Jugend-

häuser seien zwar beliebt, aber die Öffnungszeiten meist zu eng begrenzt, ein Problem, das im ländlichen Raum noch verstärkt auftrete. Die Jugendlichen berichteten davon, häufig «Zeit totzuschlagen», die Straße rauf und runter zu laufen, an Tankstellen oder in Supermärkten herumzuhängen, was nach Angaben einiger Jugendlicher auch zu Kleinkriminalität verführe.

Mit Blick auf Schule und Ausbildung betonten die Jugendlichen ganz überwiegend (und in Übereinstimmung mit dem sozial erwünschten Antwortverhalten), dass ein erfolgreicher Abschluss als Voraussetzung für einen guten Job eine der wichtigsten, wenn nicht die zentrale Herausforderung in ihrem Leben sei. Hinter dieser – oft in Floskeln der Erwachsenenwelt verpackten – Aussage sei bei vielen aber große Unsicherheit und sogar Fatalismus festzustellen. Die Schule werde als sozialer Ort zwar meist tendenziell positiv bewertet, aber auch mit Erfahrungen des Scheiterns und der Gewalt assoziiert. (Gewalt in der Familie werde dagegen kaum thematisiert, ebd.: 71.) Die Angst vor dem «Horrorszenario» Hartz IV – verstanden weniger als Gesetz denn als Lebensform – sei allgegenwärtig, Arbeit daher ein alternativlos erscheinender «Identitätsanker» (ebd.: 52), eine «Frage der Ehre» (ebd.: 72). Das gelte insbesondere für die männlichen Jugendlichen. Zugleich glaubten viele nicht an ihre Chance zu einem guten Abschluss und schulischer Erfolg übersetze sich innerhalb der Peer-group kaum in Anerkennung. Die Jugendlichen scheinen insofern einem strukturell verankerten Doublebind ausgesetzt zu sein: Sowohl Schule als auch Freizeit und Freunde erzeugen einen starken Wettbewerbsdruck, aber mit jeweils ganz unterschiedlichen, sogar gegensätzlichen Spielregeln und Werthierarchien.

Als einer der wenigen Auswege aus diesem Dilemma erschienen Vorbilder aus Showbusiness und Medien, die ohne schulischen Aufstieg Reichtum, Anerkennung und Aufmerksamkeit erreicht hätten und dabei den Eindruck vermittelten, noch immer «einer von ihnen» zu sein (ebd.: 53). Sehr oft werde in diesem Zusammenhang Bushido als Lieblings-Act genannt (vgl. Lill 2011a). Hip-Hop wird vor diesem Hintergrund von den AutorInnen als wichtige mögliche «Einfugschneise» für politische Themen bezeichnet (ebd.: 59). Rapmusik wirke gerade angesichts der zentralen Bedeutung von Texten mit teilweise explizit sozialkritischen Inhalten oft wie ein «Nachrichtenmedium» für die Jugendlichen. In vielen Interviews hätten sie (meist unaufgefordert) Songtexte kommentiert und dabei wichtige soziale Ressourcen wie Kritik- und Toleranzfähigkeit und Empathie erkennen lassen. Gerade Jugendliche mit Migrationshintergrund machten deutlich, dass sie im Hip-Hop erstmals eine eigene, öffentlich breit wahrgenommene Ausdrucksform gefunden hätten, innerhalb derer nicht zuletzt Diskriminierungserfahrungen thematisiert werden. (Zugleich verdeutlichen diese Jugendlichen, dass auch Musik aus ihren Heimatländern eine identitätsstiftende Funktion für sie habe.)

Der Freundeskreis erscheint (besonders bei den männlichen Jugendlichen) einerseits als Bollwerk ge-

gen «Angreifer von außen» und Kompensation für Erfahrungen der Geringschätzung, auch für das häufige Unverständnis der eigenen Eltern. Andererseits seien auch die Cliques alles andere als harmonische Schutzräume: Sie seien häufig hierarchisch strukturiert und durch interne Spannungen und Positionskämpfe geprägt (ebd.: 53). Als relativ stabil erwiesen sich nur die engsten Freundeskreise; im weiteren Bekanntenkreis würden Zugehörigkeiten permanent neu verhandelt.

Auch die Sicht auf Familie sei ambivalent: Einerseits werde von Konflikten und Akzeptanzproblemen gerade gegenüber den Eltern berichtet. Andererseits werde Familie oft als «wichtigste Sache auf der Welt» beschrieben und die eigene Familiengründung erscheint als zentrales Nahziel neben dem Finden eines Ausbildungsplatzes (ebd.: 54). Trotz oder gerade wegen der Erfahrung eines harten Konkurrenz- und Anerkennungs-wettbewerbs im Alltag betonten die Jugendlichen die Bedeutung von Loyalität und Hilfsbereitschaft innerhalb der Familie und des Freundeskreises. Neben Attributen wie «cool» und «nicht langweilig», sondern zum Beispiel «sportlich» und «musikalisch» zu sein, bilden diese Werte wichtige Maßstäbe zur Bewertung charakterlicher Eigenschaften. Mit Blick auf sich selbst fiel es den meisten der befragten Jugendlichen aber deutlich leichter, ihre Schwächen zu benennen, etwa die Tatsache, dass sie schnell laut und aggressiv würden.

Die quantitative Datenauswertung zu den Milieus der «Konsum-Materialisten» und «Hedonisten» ergebe, dass Themen wie Wirtschaft, Politik oder Kunst in der Freizeit der Jugendlichen praktisch keine Rolle spielten. Auch Lesen sei eine sehr seltene Beschäftigung. Stattdessen dominierten Fernsehen, Computerspiele, Musik und Filme aus dem Bereich der Popkultur. Die genannten Interessengebiete zeigten dabei ausgeprägt geschlechterstereotype Schwerpunkte: Die Mädchen betonten vor allem häuslich-kreative und tendenziell vielseitigere Tätigkeiten wie Malen und Fotografieren sowie Beschäftigungen mit Kindern und Tieren oder auch Einkaufsbummel. Die Jungen würden dagegen eher Computer, Autos und Handwerkliches als Interessen nennen.

Trotz der oben bereits im Zusammenhang mit Hip-Hop angesprochenen Präsenz von politisch relevanten Themen im Alltag der Jugendlichen erscheint Politik für sie nahezu durchgängig als «Leerformel»: «Politik ist aus ihrer Perspektive ein sich selbst genügendes System, das keinerlei Bezugspunkte zum eigenen Leben aufweist und auch nicht mit konkreten Themen verbunden ist», für manche sogar «nichts mit Menschen zu tun hat». Es herrsche dementsprechend «achselzuckende Indifferenz» vor (ebd.: 62 f.), begleitet von einer auffälligen Irritation, dass ausgerechnet sie überhaupt zu diesem Bereich befragt würden. Politik sei schließlich Sache von PolitikerInnen. «Konsequenterweise empfinden sie alle Lebensaspekte, die sie selbst betreffen, als dezidiert unpolitisch.» (Ebd.: 62) Politik sei als Thema sogar tendenziell sozial sanktioniert, ein «Assi-Thema» (ebd.: 66). Daraus folge keineswegs not-

wendig ein generelles Politiker-Bashing, dafür erscheinen diese Personengruppe schlicht zu irrelevant für die eigene Lebenspraxis (ebd.: 69). Die Bewältigung der konkreten Aufgaben im sozialen Nahraum fordere ihre ganze Aufmerksamkeit und Zeit, hiervon zu abstrahieren falle den Jugendlichen generell schwer. Die Kontextualisierungs- und Erzählmuster der medialen Vermittlung von Politik seien ihnen fremd, weil meist «greifbare Anker zur Anbindung an ihre Lebenswelt» fehlten und Begriffe und Bildelemente vorwiegend deskriptiv rezipiert würden: «Relevant ist, was gezeigt wird, und nicht, was dahinter stehen könnte. So werden beispielsweise Menschen als Menschen und nicht als Funktionsträger» wahrgenommen (ebd.: 64). Sympathien und Antipathien ergäben sich vor allem aus der Medienpräsenz (*BILD*, Youtube) sowie aus Wertungen vonseiten wichtiger Bezugspersonen wie älteren Familienangehörigen oder Freunden. In Einzelfällen könne aber auch lebensweltliche Präsenz und ein bodenständiges Auftreten zu Anerkennung führen (so etwa im Falle des ehemaligen Neuköllner Bürgermeisters Heinz Buschkowsky). Insgesamt sei Politik klar mit Gefühlen der Machtlosigkeit assoziiert. «Die Jugendlichen konstatieren, kein Wort, keine Stimme zu haben. Sie fühlen sich ohnmächtig.» (Ebd.: 65)

Das Bild der Politikverdrossenheit bekomme aber Risse, sobald es um Ungerechtigkeitserfahrungen und Engagement in der eigenen Lebenswelt gehe. Als Beispiele nennen die AutorInnen: Mitarbeit in oder Erhalt von Jugendzentren, Rappen über ethnische Konflikte und ausländerfeindliche PolitikerInnen, Forderungen nach einer Skateboard-Rampe, die an den Bürgermeister gerichtet werden. Hinzu kämen Formen des sozialen Engagements im weiteren Sinne wie Hilfe bei der Bewältigung alltäglicher Probleme und Konflikte im Freundes- und Familienkreis oder in der Nachbarschaft. Gerechtigkeitsmaßstäbe erschienen dabei vor allem als reaktive Konstrukte: Während es den Jugendlichen schwerfalle zu beschreiben, was sie als gerechtes Verhalten oder gerechte Bedingungen empfinden, komme es ihnen vor allem auf die Ahndung von empfundenen Ungerechtigkeiten an, um eine Art «Gleichgewicht» wiederherzustellen (ebd.: 70).

Trotz vorhandener Vorurteile gegenüber «Sozial-schmarotzern» würden Sozialleistungen des Staates grundsätzlich positiv bewertet. Das gelte ganz besonders für Jugendliche mit Migrationshintergrund, die häufig Vergleiche zu ihren Herkunftsländern heranzögen, in denen die staatliche Absicherung weit schlechter oder nicht vorhanden sei. Wie bereits angeklungen, erscheint zudem die Schließung oder die Begrenzung der Öffnungszeiten von öffentlichen oder gemeinnützigen Einrichtungen, die als Orte der Freizeitgestaltung attraktiv sind, als ein Quell der Empörung bei den Jugendlichen. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass die sozial- und jugendpolitischen Folgen der Sparpolitik, insbesondere auf kommunaler Ebene, einen wichtigen möglichen Ansatzpunkt für Protest und Engagement bilden.

Weitere relevante «Potenzialthemen» seien etwa Altersvorsorge, Wohnungsnot, Zuwanderung und Krieg/Terrorismus. Bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund seien auch Fragen der Staatsbürgerschaft und häufig die Forderung nach der Möglichkeit einer doppelten Staatsbürgerschaft höchst präsent. Mit Blick auf Wahlen betonen die meisten Jugendlichen, dass diese «eh nichts bringen», weil «eh alle Parteien gleich sind» (ebd.: 75). Zugleich würden Wahlen aber als «einigermaßen interessant» und unerlässlich eingestuft, was die Vermutung nahelege, dass die Behauptung, es sei ohnehin egal, wer gewählt würde, teilweise auch als bloßes «Schutzargument» diene, um von dem geringen Selbstvertrauen in Bezug auf politische Entscheidungen abzulenken. Demnach seien die Jugendlichen vermutlich durchaus der Ansicht, dass es, wenn man denn wählen gehe, darauf ankomme, seine Stimme begründet abzugeben (ebd.).

Eine Schlussfolgerung der AutorInnen besteht in der These, dass ein Mehr an herkömmlichem Politikunterricht sicher nicht zu einem gesteigerten Politikinteresse bei den bildungsfernen Jugendlichen beitragen würde. Statt für eine globale Thematisierung etwa der Auswirkungen der Wirtschaftskrise plädieren sie für einen konkret lebensweltlichen Zugang, der die Auswirkungen der Krise im Alltag aufgreift und Fragen der Würde und des Ungerechtigkeitsempfindens der Jugendlichen thematisiert. Auch das Lernen über unmittelbare menschliche Kontakte, bei denen die spezifischen Kompetenzen der Jugendlichen (etwa im Umgang mit Computern) aktiviert würden, seien entscheidend.²² Diese Empfehlungen lassen sich sicherlich auch auf die Ansprache und Mobilisierung durch politische Parteien und Bewegungen übertragen.

3.2 DIE STUDIE VON KÖLZER: «HAUPTSACHE EIN JOB SPÄTER» (2014)

Carolin Kölzer untersucht in ihrer Dissertation mithilfe einer qualitativen Methodik die Sichtweisen von HauptschülerInnen auf Arbeit und Arbeitslosigkeit (und in diesem Zusammenhang teilweise auch ihr Selbstbild und ihre Vorstellungen zur Lebensgestaltung) und setzt sich vor diesem Hintergrund kritisch mit den fachdidaktischen Konzepten des berufsvorbereitenden Unterrichts und der Arbeitslehre an Hauptschulen auseinander. Sie vermeidet dabei eine Verengung auf rein kognitive Dimensionen der Deutungsmuster und sozialen Repräsentationen der Jugendlichen, indem sie auch emotionale Aspekte subjektiver «Betroffenheit» in die Analyse einbezieht.

Die Zukunftsvorstellungen der Jugendlichen seien grundsätzlich stark berufsorientiert, Arbeit bilde einen zentralen Bezugspunkt in den Lebensentwürfen und Erwartungen der HauptschülerInnen (ein Befund, der

²² In mancher Hinsicht stehen diese Schlussfolgerungen in einem Spannungsverhältnis, wenn nicht gar Widerspruch zu jenen von Carolin Kölzer, die – allerdings mit Blick auf das Fach Arbeitslehre und die Berufsvorbereitung – gerade den Mangel an makrostrukturellen, quasi-soziologischen Analyseperspektiven im Unterricht an den Hauptschulen beklagt.

sich mit denen der Shell- und SINUS-Studien deckt). Dabei dominiere eine Orientierung auf «Normalbiografien»: Die meisten wünschten sich eine unbefristete Vollzeitbeschäftigung und eine klare Gliederung des Lebens in «(Aus-)Bildung, stabile Erwerbstätigkeit und Ruhephase» (Kölzer 2014: 394). Das gelte insbesondere für die männlichen Jugendlichen.

Auch die Vorstellungen vom Arbeitsalltag und der Arbeitsorganisation in den Betrieben entsprechen nach Kölzer eher fordistisch-tayloristischen Prinzipien: Eine einzige Tätigkeit, die auf rituelle Weise in großen Gebäuden mit strenger raum-zeitlicher Strukturierung und unter Aufsicht eines Chefs verrichtet wird – so sehe das vorherrschende Bild von «Arbeit» aus, das die Jugendlichen in den Interviews zeichneten. Mit derartigen Arbeitsbildern sei der Erwartungshorizont der HauptschülerInnen auf wenig attraktive Arbeitsformen hin verengt. Sie seien kaum vorbereitet auf subjektivierte Arbeitsformen und Phänomene der Entgrenzung von Arbeit und Leben, die – bei allen damit einhergehenden Gefahren der Überforderung und Entfremdung – auch mögliche Quellen von Arbeitsfreude und Autonomieerfahrungen sein könnten. Die Berufswünsche seien ganz überwiegend begrenzt auf Arbeitsfelder, die die SchülerInnen durch ihr soziales Umfeld – Freunde, Lehrer, Familienangehörige – kennen.²³

Die Anpassung der beruflichen Erwartungen an die antizipierten schlechten Arbeitsmarktchancen verstärkte sich in den letzten Schuljahren. Bereits frühere Studien hatten festgestellt, dass insbesondere in der Phase zwischen 7. und 9. Klasse die Angst, keinen Ausbildungsplatz zu finden, signifikant zunehme. In der 10. Klasse steige schließlich der Anteil derjenigen SchülerInnen steil an, die bekunden, statt eine Berufsausbildung anzustreben, zunächst weiter zur Schule gehen zu wollen, um einen Realschulabschluss zu machen. Das gewachsene Wissen um die schlechten Arbeitsmarktchancen drängt die Jugendlichen offensichtlich zu einer Orientierung auf formale Höherqualifikation, auch wenn die Chancen dafür angesichts mangelnder Schulleistungen oft eher bescheiden sind.

Generell konzentrierte sich die Mehrheit der Jugendlichen auf einige wenige Ausbildungsberufe, die noch dazu sehr geschlechtstypisch geprägt seien. Die Befunde des DJI-Panel (Deutsches Jugendinstitut; DJI 2009) und des Datenreports 2011 (bpb 2011) bestätigen diese Behauptung: Jungen würden sehr häufig technische Berufe präferieren (KFZ-Mechatroniker, Industriemechaniker, Elektroniker), während Mädchen eher an Berufe dächten, in denen sie Menschen helfen könnten (Medizinische Fachangestellte, Einzelhandels- und Bürokauffrau) (Kölzer 2014: 396).

Trotz dieser sehr reduzierten Erwartungshaltung macht Kölzer weiter gehende Wünsche und Ansprüche der Jugendlichen in Bezug auf Arbeit aus: Wichtige Kriterien für die Entwicklung von Berufswünschen seien Spaß, Interesse und persönliche Fähigkeiten, finanzielle Unabhängigkeit und Sozialprestige sowie sozialer Kontakt. Von einer Verweigerungshaltung gegenüber

dem Erwerbsarbeitssystem könne ganz überwiegend keine Rede sein: Arbeit sei – gerade angesichts der wenigen, diesen Jugendlichen zur Verfügung stehenden Quellen von Anerkennung – ein wesentlicher «Identitätsanker» (ebd.: 400). Die allermeisten Jugendlichen orientierten sich – wie die SINUS-Studie bestätigt – normativ an herrschenden Leistungsprinzipien. Das schließe auch ein oft scharfes Abgrenzungsbedürfnis nach unten ein: Arbeitslosigkeit werde überwiegend als Folge individueller Probleme wie Faulheit oder fehlende Qualifikation gedeutet. Entsprechende Vorurteile und individualisierte Lösungsvorschläge seien auch bei jenen kaum weniger ausgeprägt, die selbst oder in der eigenen Familie bereits Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit gemacht hätten (ebd.: 406). In diesen Fällen sei die Zukunftserwartung häufig besonders pessimistisch. Arbeit erscheine vor diesem Hintergrund umso mehr als eine zwingende Notwendigkeit zur Stabilisierung des eigenen Selbstwertes, was Druck und häufig negative Gefühle wie Stress produziere. Arbeitslosigkeit werde in der Regel synonym mit dem Reizbegriff «Hartz IV» gedacht und als ein Horrarszenario vorgestellt (Einkommensverlust, fehlende Zeitstruktur, Verlust der Selbstständigkeit, bei den Mädchen auch die Erwartung psychischer Probleme). Angesichts der ohnehin kaum vorhandenen Erwartung, in Zukunft eine sinnstiftende Arbeitstätigkeit zu finden, dominiere innerhalb der stark emotional geprägten «Unsicherheitsbetroffenheit» (die als eine Mischung aus Furcht und Trauer beschrieben wird) die Sorge, Einkommensverluste und dadurch einen Mangel an Lebenschancen und Unabhängigkeit hinnehmen zu müssen. Entlastend wirke dagegen nur in Einzelfällen das Vorhandensein von alternativen Rollenkonzepten, die (auch) andere Lebensbereiche als Quellen von Anerkennung und Selbstwert einschließen.

Kölzer hebt hervor, dass diese Ergebnisse der verbreiteten und theoretisch begründeten Erwartung widersprechen, wonach die Schülervorstellungen vor allem eine entlastende Funktion erfüllten. Wäre dem so, müssten sich vor allem Ursachenbeschreibungen für Arbeitslosigkeit und mangelnde eigene Arbeitsmarktchancen finden, die außerhalb des Einflussbereiches der Einzelpersonen liegen. Das sei aber keineswegs der Fall. Die vorherrschende Erklärung für Arbeitslosigkeit sei – selbstverschuldeter – Mangel an Qualifikation. Dementsprechend wachse der subjektive Druck zur individuellen Leistungssteigerung. Das wirke bei einigen durchaus disziplinierend und leistungsmotivierend, befeueere angesichts ausbleibender schulischer Erfolge bei vielen aber auch eine generelle Verunsicherung und geringes Selbstvertrauen hinsichtlich der eigenen Fähigkeiten. In diesem Fall wirkt die neue sozialdemokratisch-grüne Aktivierungsideologie mit der

²³ Die Befunde widersprechen hier den Ergebnissen der SINUS-Studie, die feststellt, Jugendliche aus sozial prekären Lebenswelten tendierten ganz überwiegend dazu, unrealistische Vorstellungen über mögliche Berufsperspektiven und -wünsche zu entwickeln (SINUS 2012: 69). Hier bedarf es einer weiteren Sichtung von Forschungsergebnissen zur Klärung dieser Widersprüche.

Formel «Mehr Chancengerechtigkeit durch Bildung» offensichtlich wie ein tückisches Gift, das die allermeisten der befragten HauptschülerInnen jedoch nicht von sich weisen.

Allerdings falle auf, dass die Jugendlichen eine durchaus positive Vorstellung von der Rolle und den Möglichkeiten des Staates in Arbeitsmarktfragen hätten: Der Staat erscheine nicht nur als finanzieller Sicherheitsanker, sondern auch als ein Akteur, der Jobs schaffen und sichern könne (wobei die Vorstellungen davon, wie dies stattfinde, eher vage und teilweise unrealistisch seien). Ohne den Staatsbegriff der Jugendlichen systematisch zu betrachten, hält Kölzer in diesem Zusammenhang fest, dass die Jugendlichen meist eine sehr personalisierte Vorstellung von Staat und Politik hätten: Diese würden vor allem mit einzelnen bekannten PolitikerInnen identifiziert.

Kölzer untermauert auf Basis dieser Befunde die Kritik an den vorherrschenden schulischen Konzepten der Berufsvorbereitung in Hauptschulen: Die Konzentration auf «Benachteiligtenberufe», Praktika und unmittelbar persönliche Betroffenheitserfahrungen im Themenfeld Arbeit schränke nicht nur die Fantasie und Motivation der Jugendlichen hinsichtlich möglicherweise erfüllender Berufs- und Lebensperspektiven von Anfang an ein. Sie verarme und vereinseitige auch noch zusätzlich die (ohnehin meist sehr begrenzte und selektive) soziale Netzworfbildung zugunsten stark prekarierteter Arbeitsmarktsegmente und Milieus. Eine umfassendere Informationsvermittlung, Beratung und Orientierung über Berufsperspektiven sei in den fachdidaktischen Konzepten ebenso wenig

vorgesehen wie eine Reflexion über gesellschaftliche Ursachen von Prekarisierung, Arbeitslosigkeit und Diskriminierung. Das spiegele sich auch in der Tatsache, dass die Vorstellungen der Jugendlichen von Arbeitstätigkeiten und Berufen sehr eng auf konkrete Anschauungsmomente begrenzt blieben. Vorstellungen von ökonomischen Funktionszusammenhängen seien überwiegend rudimentär und oft unkorrekt. (So meinten einige der Jugendlichen, der Chef erhalte das Geld für die Gehälter vom Staat.) Auch eine Thematisierung von politischen Rahmenbedingungen, dem Strukturwandel des Arbeitsmarktes oder Dimensionen sozialer Ungleichheit sei in den fachdidaktischen Konzepten kaum vorgesehen und finde sich auch in den Aussagen der Jugendlichen nur in wenigen Einzelfällen wieder. Es dominiere eine mikroökonomische Sichtweise (vgl. Kölzer 2014: 403), statt etwa auch Wahrnehmungsweisen und Deutungsmuster zum Thema Arbeit und Arbeitsmarkt als solche – und nicht nur in der Perspektive individueller Betroffenheit – zum Gegenstand zu machen. Die Folge der Vernachlässigung solcher allgemeinbildender und kritischer Elemente in der Arbeitslehre sei eine «Problemindividualisierung» (ebd.: 395).

Auch das oft einer Warteschleife gleichende «Parallelsystem» einer (mehr oder weniger) verschulten Berufsvorbereitung für Geringqualifizierte nach dem Hauptschulabschluss als einer dominierenden sozial- und arbeitsmarktpolitischen Strategie im Umgang mit Arbeitslosigkeit habe, wie Kölzer argumentiert, individualisierende Wirkung. Es folge letztlich der Idee einer Steigerung des Humankapitals und blende strukturelle Ursachen für Benachteiligung und Exklusion aus.

4 RESÜMEE

In der Rekapitulation zentraler Befunde der hier ausgewerteten Jugendstudien zeigt sich ein ausgesprochen heterogenes Bild. Diese Komplexität der Landkarte jugendlicher Lebens- und Vorstellungswelten soll im abschließenden Resümee nicht durch vereinheitlichende Schlagworte, wie sie zum Labeln «der» Jugend – etwa als «pragmatisch», «optimistisch» oder «egotaktisch» – so gebräuchlich sind, überdeckt werden. Zwar treffen die in Kapitel 2 näher erläuterten Adjektive, die den Charakterisierungen der Shell-Studien entnommen sind, durchaus Grundhaltungen, die in der jungen Generation, also bei Menschen im Alter bis etwa 25 Jahre, heute häufiger und deutlicher ausgeprägt zu sein scheinen als in früheren Generationen. Das gilt aber weder für alle Angehörigen dieser Jahrgänge, noch lässt sich mit solchen Kategorisierungen die innere Vielfalt und vor allem auch Widersprüchlichkeit der Selbst- und Weltansichten von Jugendlichen umreißen.

Gerade diese Generation zeichnet sich nach übereinstimmender Wahrnehmung fast aller ernst zu nehmenden empirischen Untersuchungen durch eine sehr uneinheitliche, flexible Lebenseinstellung aus, in der Werte und Handlungsstrategien zusammengeführt werden, die lange als unvereinbar oder wenigstens stark konfliktuell galten. Das häufigste Beispiel hierfür ist die bei einer großen Mehrheit der Jugendlichen zu findende Verbindung «postmaterialistischer» Werte wie Kreativität, Selbstverwirklichung und Spaß, einst Triebkräfte der Jugendrevolten, mit einer Renaissance traditionellerer Werte wie Disziplin, Leistungsorientierung, Sicherheit und Ordnung.

Hinzu kommt, dass die soziale Differenzierung, teilweise auch Polarisierung jugendlicher Lebenswelten deutlich zugenommen hat – und zwar sowohl vertikal, also nach Statuspositionen, wie sie sich über die ungleiche Verteilung von ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital vermitteln, wie auch horizontal, also nach Lebensweisen und Vergemeinschaftungsformen. Die schärfere Konturierung von Klassenverhältnissen als Ergebnis der Deregulierung der Märkte und des Abbaus sozialstaatlicher Schutzmechanismen bildet sich auch innerhalb der Jugendstudien deutlich ab – auch wenn sie in den hier betrachteten Untersuchungen nicht klassentheoretisch reflektiert, sondern durch das deskriptive Raster von Schicht- und Milieumodellen betrachtet werden.

Diese beiden grundsätzlichen Befunde gilt es sich nochmals bewusst zu machen, wenn wir im Folgenden auf die Ausgangsfragen zurückkommen. Im Fokus der Sekundärauswertung standen, daran sei an dieser Stelle erinnert, die vorherrschenden Bewältigungsstrategien angesichts von steigendem Leistungs- und Ökonomisierungsdruck (insbesondere in der Berufsqualifizierung und im Übergang zum Erwerbsleben), damit verbundene Ansprüche an Arbeit und Leben sowie der Wandel der politischen Einstellungen und des

politischen Interesses. Vertiefend wurden dabei mit den beiden ergänzenden Studien – des SINUS-Instituts und Carolin Kölzers – vor allem die Sichtweisen von Jugendlichen aus prekären sozialen Lagen, namentlich von HauptschülerInnen, betrachtet. Damit wurde dem in Jugendsdiskursen verbreiteten Bias einer Überrepräsentation der leistungsstarken und aufstiegsorientierten jungen Menschen – häufig assoziiert mit dem Schlagwort der «Generation Y» – ein Stück entgegen gearbeitet und das «unsichtbare Politikprogramm» der sozial deklassierten Jugendlichen stärker ins Blickfeld gerückt.

Ein gemeinsamer Nenner der vorgestellten Studien ist zweifellos die These, wonach die Betonung von individuellem Leistungsstreben und der – mindestens proklamierter – Wille zur Selbstmotivation mittels eines oft demonstrativen persönlichen Optimismus quer zu den sozialen Schichten und allen Krisen zum Trotz noch immer auffällig verbreitet ist. Selbst bei jenen HauptschülerInnen, die ihre geringen Arbeitsmarkt- und Entfaltungschancen längst antizipiert haben, überwiegt demnach – zumindest an der Oberfläche der Selbstdarstellungen – eine Durchhaltementalität und die Bereitschaft, sich durch individuelle Anstrengungen in den Arbeitsmarkt und die Gesellschaft zu integrieren. Nur eine kleine Minderheit reagiert auf die seit Jahrzehnten verschärfte soziale Ausgrenzung mit offener Verweigerung, Aggressivität oder Protest – wenigstens gilt das bis jetzt und mit Blick auf die Bundesrepublik. Dabei ist der Alltag in den prekären Milieus, gerade auch innerhalb der Peergroups und jugendkulturellen Szenen, durch einen harten Konkurrenzkampf geprägt. In diesen symbolischen Statuskämpfen Schwäche zu zeigen, wird in diesen Lebenswelten, auch nach Wahrnehmung der Jugendlichen selbst, fast augenblicklich geahndet. Die gesellschaftliche Zuschreibung als «sozial schwach», gar als «Opfer», wird daher ganz überwiegend als Beleidigung aufgefasst – auch wenn die Wahrnehmung von Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen zugleich sehr ausgeprägt ist und sich deutliche Brüche im eigenen Selbstbewusstsein zeigen, besonders mit Blick auf schulische Leistungen und Berufsqualifikationen. Am anderen Ende der sozialen Hierarchie zeigen sich die aufstrebenden «Macherinnen und Macher» und selbst die sozial stärker engagierten «Idealistinnen und Idealisten» (Shell) nur selten bereit oder in der Lage, direkte Formen der Solidarität gegenüber den Jugendlichen der unteren Schichten zu entwickeln. Dafür sind die Lebenswelten offensichtlich zu weit voneinander entfernt, die Fremdheit ist zu groß.

Dies scheint zunächst die Einschätzung zu bestätigen, dass die kulturelle Hegemonie des neoliberalen Gebots zur Selbstoptimierung – und mit ihr die Schwächung kollektiver Handlungsstrategien in der Bewältigung von Unsicherheitserfahrungen – nach wie vor bemerkenswert stark in der jungen Generation veran-

kert ist. Die Straffung und Ökonomisierung der Ausbildungswege im Zuge von Schul- und Hochschulreformen spielt in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle. Es bleibt schon rein zeitlich wenig Raum für politisches Engagement, ebenso für Experimente und Träumereien oder die Ausbildung subkultureller Räume.

Allerdings bleibt bei dieser ernüchternden Diagnose zweierlei zu bedenken: Zum einen gehen die individuellen Behauptungsstrategien mehrheitlich mit gesellschaftspolitischen Einstellungen einher, die nach wie vor und sogar in tendenziell wachsendem Maße die Bedeutung kollektiver Absicherungen betonen und von der Politik dementsprechend eher integrative und solidarische Lösungsstrategien für wahrgenommene Probleme und Bedrohungen einfordern. Die Offenheit für linke Positionen ist – etwa bei Themen wie Alterssicherung, Arbeitsrecht, Vereinbarkeit von Beruf und Familie sowie soziale und kommunale Daseinsvorsorge – sehr weit verbreitet. Auf der Ebene der politischen Einstellungen kann von einer ungebrochenen Hegemonie neoliberaler Ideologien keine Rede sein.

Zum anderen ist zu betonen, dass Leistungsstreben nicht gleichzusetzen ist mit einer Orientierung am Leitbild des «unternehmerischen Selbst» (vgl. Bröckling 2007). Dieser eher aus Managementdiskursen und anderen herrschaftsförmigen Anrufungen als aus empirischen Befragungen und lebensweltlichen Beobachtungen heraus konstruierte Typus, der in Anlehnung an Michel Foucaults Konzept der «Gouvernementalität» jahrelang durch die linken Debatten geisterte, vermarktet seine Persönlichkeit entlang wechselnder äußerer Konkurrenzbedingungen. Er verhält sich zu sich und der Welt also fast nur noch strategisch-manipulativ und strandet so in einer Situation umfassender Selbstentfremdung (vgl. Heinzlmaier 2013). So sehr diese Zuspitzung eine ideologische Grundfigur und ein subjektives AngstszENARIO unserer Zeit treffen mag, so wenig taugt sie als Abgesang auf eine Generation, die sich unter widrigen Bedingungen auf die eigenen Fähigkeiten zur Selbststeuerung und Kompetenzentwicklung besinnt und die vor allem soziale Nahweltbeziehungen als emotionale und praktische Stütze und Schutzraum betont, um die Entwicklung ihrer eigenen Individualität aktiv zu gestalten. Angesichts der Schwächung kollektiver Strukturen gesellschaftlicher Integration und Mobilisierung ist dies eine rationale und individuell auch durchaus erfolgreiche Strategie im Umgang mit der sich schleichend ausbreitenden permanenten Krise. Und sie ist keineswegs ein Kind des Neoliberalismus: Entgegen der Glorifizierung von radikaler Leistungsverweigerung und exzessivem Hedonismus in Teilen der Neuen Linken ist eine Betonung von individueller Anstrengung, Arbeitsethos und sozialem Aufstieg für breite Milieus der Lohnabhängigen, auch in den unteren Soziallagen, seit den Anfängen der kapitalistischen Industrialisierung und verstärkt seit der Herausbildung der fordistisch-tayloristischen Betriebsweise charakteristisch. Gerade die Verletzung der Gerechtigkeitsvorstellungen, die

aus diesen eher meritokratisch als streng egalitär geprägten Grundhaltungen erwachsen, bildeten seit jeher eine wichtige Triebkraft der Arbeiterbewegung (vgl. Vester et al. 2001; Thompson 1987). Daneben gab es zwar immer auch Revolten gegen den (Lohn-)Arbeitszwang als solchen, in denen junge Menschen tatsächlich häufig besonders hervortraten (vgl. Hofrogge 2011; Roth 1974). Darin eine historisch dominante und zu idealisierende Grundorientierung der Arbeiterjugend oder gar jugendlicher Subkulturen im Allgemeinen zu sehen, führt aber in die Irre. Der Maßstab für «Leistung» ist immer umstritten, auch unter Bedingungen, unter denen in Unternehmen und teilweise auch Bildungsinstitutionen eine «Erfolgskultur» (Neckel 2008) gefördert wird, die den Leistungsbezug zu «finalisieren» versucht, ihn also allein am faktischen Markterfolg misst (Sauer 2013). Dem stehen immer heterogene Vorstellungen von «guter Arbeit» und «gutem Leben» und von einer angemessenen Balance zwischen Leistung und sozialer Anerkennung gegenüber. Das ist in den jugendlichen Lebenswelten, die heute via Medien der Inszenierung einer neoliberalen Erfolgskultur (etwa in Form von Castingshows) ebenfalls massiv ausgesetzt sind, nicht anders (vgl. Lill 2011a; Lill 2011b). Erst auf der Grundlage einer Kenntnis der Ausprägung dieser normativen Vorstellungen in unterschiedlichen Milieus können auch politische Interventionen und Mobilisierungsversuche nachhaltig greifen.

Die demonstrative Zuversicht vieler Jugendlicher mag teilweise autosuggestive Funktion haben. In einer Welt der umfassenden, vor allem auch digital gestützten Sichtbarkeit der Person wirkt sie subjektiv in gewissem Maße wie eine selbsterfüllende Prophezeiung, weil äußere Repräsentation und innere Selbstwahrnehmung sehr eng verkoppelt sind. Dahinter steht aber bei einer Mehrheit der jungen Menschen ein relativ ausgeprägtes Selbstbewusstsein, das sich sicher nicht als bloße Fassade abtun lässt. Es erwächst, neben der Wahrnehmung eigener Qualifikationen und Selbststeuerungskompetenzen, vor allem aus der Erfahrung, im Zweifel auf die Unterstützung von Eltern und Freunden bauen zu können. Die direkten persönlichen Beziehungen stehen im Zentrum der Aufmerksamkeit. Was jenseits davon liegt, wird zwar – oft durchaus skeptisch – registriert, aber eher nüchtern und gelassen betrachtet.

Zur Verfestigung dieses flexiblen Alltagspragmatismus und gemäßigten Optimismus haben die Erholung des deutschen Arbeitsmarktes und die Wahrnehmung der relativen Stabilität der deutschen Gesellschaft vor der Kontrastfolie einer Zuspitzung von Krisenprozessen in Europa und der Welt sicher wesentlich beigetragen. Brechen diese materiellen Stützpfiler ein, kann die Stimmung allerdings schnell kippen. Das zeigen nicht nur die Entwicklungen in zahlreichen europäischen Nachbarländern, in denen es in den letzten Jahren zu teils heftigen Jugendrevolten gekommen ist. Auch die zusammengetragenen Befunde zur Bun-

desrepublik liefern bei näherem Hinsehen zahlreiche Indizien für erhebliche Verunsicherung und Kritikpotenziale, die sich unter der robusten Selbstpanzerung der «egotaktischen» Zuversicht aufgebaut haben. Gewachsene Bedürfnisse nach sozialer Sicherheit, nach besseren Bedingungen zur Vereinbarkeit von Arbeit und Leben (insbesondere bei den jungen Frauen) und nach genügend freier Zeit, nach sinnstiftender Arbeit und Partizipation werden unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen offensichtlich nicht oder nur sehr begrenzt eingelöst. Im Ergebnis entsteht Unzufriedenheit und teilweise Frustration. Das gilt umso mehr, je niedriger der soziale Status der Jugendlichen nach Bildung und Familieneinkommen ausfällt.

In den prekären Lebenswelten dominiert heute entweder ein aufgesetzt wirkender Zwangsoptimismus nach dem Motto «Ich schaffe es schon irgendwie» oder sogar offener Pessimismus. In jedem Fall findet sich massive Angst vor Arbeitslosigkeit. Im Ergebnis werden die eigenen Ansprüche an die Berufstätigkeit stark reduziert: Hauptsache, man findet überhaupt einen Job, wobei eher ein Bild tayloristisch-fordistischer Normalarbeit leitend ist. Während die Schichtzugehörigkeit kaum Auswirkungen auf die Ausprägung des auf die Gesellschaft insgesamt bezogenen Optimismus hat, ist der persönliche Optimismus also eindeutig und in tendenziell wachsendem Maße schichtabhängig.

Dabei zeigen sich große Teile der jungen Generation in gesellschaftspolitischen Fragen durchaus interessiert und engagiert – sogar in tendenziell wieder zunehmendem Maße und bei einer Mehrheit nach wie vor mit einer Orientierung, die eher gemäßigt links von der Mitte liegt. Dieses Engagement bezieht sich jedoch hauptsächlich auf organisatorisch eher lockere Formen und lebensweltlich präsente Themen, bei denen relativ kurzfristige und sichtbare Erfolge zu erwarten sind. Hinsichtlich der sensibel wahrgenommenen gesellschaftlichen Problemlagen wird ganz überwiegend dezidiert die institutionelle Politik für zuständig erklärt – obwohl das Vertrauen in deren Lösungskompetenz gering ist.

Die Distanz gegenüber Parteipolitik und der öffentlichen politischen Debatte ist dabei in den unteren sozialen Schichten besonders stark ausgeprägt. Hier herrscht weniger offensive Ablehnung und Wut vor als vielmehr Indifferenz, hinter der sich Überforderungs- und Ohnmachtsgefühle verbergen. «Politik» erscheint hier oft als das Gegenteil von allem, was einen selbst betrifft und wo man seine eigenen Fähigkeiten sieht. Wenn sie überhaupt präsent ist, dann in sehr personalisierten Formen und bezogen auf spezifische Themen wie etwa eigene Diskriminierungserfahrungen. Allerdings ist auffällig, dass die Selbsteinschätzung als «politisch interessiert», die laut Shell-Studien in den unteren beiden Schichten bis 2010, entgegen dem Gesamttrend, tendenziell zurückgegangen war, zuletzt wieder überproportional stark angestiegen ist. Das gesellschaftliche Engagement, das, entgegen dem zuletzt leicht rückläufigen Gesamttrend, bei Haupt-

schülerInnen stabil blieb, ist vom Umfang her ohnehin kaum geringer ausgeprägt als in den höheren Schichten, es wird nur kaum als «politisch» deklariert. Trotz der alltäglichen Erfahrung und Verinnerlichung einer harten Konkurrenzkultur, die soziales Scheitern häufig durch individualisierte Schuldzuschreibungen zusätzlich stigmatisiert, dominiert gerade in den prekären Milieus nach wie vor eine positive Wahrnehmung der sozialen Schutzfunktion des Staates oder starker politischer FürsprecherInnen. Wenn es linker Politik gelingt, in dieser Rolle wahrgenommen zu werden, dürfte sie hier also durchaus in der Lage sein, ihre Basis zu erweitern. Von besonderer Bedeutung sind dabei offensichtlich die sozial- und jugendpolitischen Folgen der Sparpolitik auf der Ebene der Kommunen, die im Alltagsbewusstsein der Jugendlichen häufig sehr präsent sind – etwa in Form eines eklatanten Mangels an Räumen für die eigene Freizeitgestaltung.

Insgesamt sind Fragen, die den öffentlichen Raum und das Wohnumfeld betreffen, für eine Mehrheit der jungen Generation von großer Relevanz. Das gilt ebenso für die Themen Arbeitsmarkt und Ausbildung sowie Familie und Altersvorsorge. Auch ökologische Probleme sind in den letzten Jahren, neben der Besorgnis aufgrund von Krieg, Terrorismus und Ausländerfeindlichkeit, wieder wichtiger geworden – allerdings gilt das vornehmlich für die höheren Sozialschichten.

Die Prioritäten und der jeweilige Zugang zu diesen Politikfeldern variieren stark, je nach der Lebenswelt und den Stammmilieus, in denen die Jugendlichen sozialisiert werden (vgl. hierzu Kapitel 2.2). Während sich etwa in den relativ privilegierten «sozialökologischen», aber auch in den «konservativ-bürgerlichen» Lebenswelten häufiger fest organisierte Formen des politischen Engagements finden, fallen die «experimentellen Hedonisten» mit eher niedrigem bis mittlerem sozialem Status dadurch auf, dass sie einerseits explizites Desinteresse an «Politik» (gleichgesetzt mit Parteipolitik) bekunden, andererseits aber in einer Vielzahl von politisch relevanten Feldern – meist szenengebunden – gedanklich und praktisch involviert sind (wobei es sich um eher linksaffine Themen und Perspektiven handelt, etwa Gentrifizierung, Kontrolle des öffentlichen Raumes, Spaltung zwischen Arm und Reich). Mit Themen, die die Absicherung der eigenen Biografie betreffen, lässt sich offenbar insbesondere in den mittleren Lagen des sozialen Feldes, bei den «adaptiv-pragmatischen» Jugendlichen, punkten.

Grundsätzlich lässt sich eine Tendenz zur Verlagerung der Gewichte innerhalb des Feldes jugendlicher Lebenswelten erkennen, wobei sich eine doppelte Polarisierung abzeichnet: Einerseits führt der Trend zur Höherqualifikation zu einer schärferen Ausprägung der hierarchischen Abgrenzungsmuster, was sich vor allem in nach unten gerichteten Schließungstendenzen der oberen zwei Drittel und innerhalb dieser Gruppe noch einmal insbesondere unter den stark aufstiegsorientierten Leistungseliten äußert. Aber auch die Spreizung zwischen «traditionellen» und «postmoder-

nen» Grundhaltungen fällt, vergleicht man die Befunde der SINUS-Jugendstudie mit den Milieuuntersuchungen zur Gesamtbevölkerung, schärfer aus als unter den Erwachsenen – wobei die Bewegung hin zu «postmodernen» Haltungen wie «Machen, Erleben, Grenzüberwindung» nach wie vor etwas stärker ausfällt als die entgegengesetzte Regrounding-Tendenz, also das Bedürfnis nach Halt, Zugehörigkeit und Vergewisserung, das den «traditionellen» Orientierungen «Sicherheit und Ordnung» entspricht.

Dabei ist unübersehbar, dass diese Zuspitzung der Gegensätze vor allem von den männlichen Jugendlichen geprägt ist. Ihr Anteil ist jeweils in den «Randlagen» des sozialen Feldes überdurchschnittlich hoch; in den Lebenswelten, die stärker in der Mitte gelagert sind, ist es umgekehrt. Insgesamt gelingt es den Mädchen und jungen Frauen offensichtlich besser, die Anforderungen an ein erfolgreiches Selbstmanagement mit sozialen Integrationsbedürfnissen zusammenzubringen: Sie sind nicht nur erfolgreicher in den Bildungsinstitutionen, sondern gleiten auch deutlich seltener in destruktive Verhaltensweisen oder Karrierismus ab. Die Tendenz zur Modernisierung des Geschlechterverhältnisses wird noch immer eindeutig eher von ihnen vorangetrieben, während sich bei den Jungen häufiger Blockaden finden. Die Ansprüche der jungen Frauen an Arbeit und Leben sind tendenziell höher und ausgeglichener auf den Gesamtlebenszusammenhang bezogen. Umso deutlicher sind ihnen damit aber auch die Dilemmata bewusst, vor denen sie angesichts mangelhafter Vereinbarkeitsstrukturen mit dem Eintritt ins Berufsleben stehen. Der noch immer stark ausgeprägte Wunsch nach Kindern und Familie wird

im Ergebnis oft nicht eingelöst und ist in den letzten Jahren auch wieder etwas relativiert worden.

Generell lässt sich festhalten, dass grundlegende Entwicklungstrends, wie sie sich gesamtgesellschaftlich beobachten lassen, innerhalb der jungen Generation ebenfalls deutlich – und oft sogar noch stärker – nachweisbar sind. Das gilt für die schärfere Ausdifferenzierung sozialer Klassenlagen wie auch für die gewachsene – und sozial sehr ungleich ausgeprägte – Distanz gegenüber dem politischen System. Die Artikulation neuer, stark subjektiver Ansprüche an Arbeit und Leben paart sich dabei mit einer großen Flexibilität und meist auch Anpassungsbereitschaft gegenüber wechselnden Bedingungen im Alltag. Die abwartend-taktierende, manchmal auch opportunistische und auf Nahweltbeziehungen konzentrierte Grundhaltung hat sich in den vergangenen eineinhalb Jahrzehnten der Deregulierung offensichtlich für eine Mehrheit der jungen Menschen bewährt. Sie sichert ihnen alltägliche Handlungsspielräume und kompensiert die dennoch vorhandenen Ohnmachtsgefühle und die Wahrnehmung beunruhigender Entwicklungen in der Gesamtgesellschaft. Das darunter liegende Kritik- und Engagementpotenzial wird bisher offenbar nur begrenzt aktiviert, zeigt sich im mittelfristigen Verlauf aber eher wieder pointierter als nach der Jahrtausendwende. Für linke Politik finden sich also durchaus zahlreiche Anknüpfungspunkte im Alltagsbewusstsein Jugendlicher, vor allem im Bereich konkreter, lebensweltlich spürbarer Projekte. Nur eines scheint das neoliberale Zeitalter der Jugend gründlich ausgetrieben zu haben: Den Sinn für Utopien und die Suche nach radikalen gesellschaftlichen Alternativen.

LITERATUR

B

Bischoff, Joachim/Detje, Richard/Lieber, Christoph/Müller, Bernhard/Siebecke, Gerd (2010): Die Große Krise. Finanzmarktcrash – verfestigte Unterklasse – Alltagsbewusstsein – Solidarische Ökonomie, Hamburg.

Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2003): Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz.

bbp (Bundeszentrale für politische Bildung) (2011): Datenreport 2011. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland, unter: www.destatis.de/DE/Publikationen/Datenreport/Downloads/Datenreport2011.pdf;jsessionid=8477876FE8D74471A87457895AECCBFB.cae1?__blob=publicationFile (Stand: 10.12.2015).

Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform, Frankfurt/M.

C

Calmbach, Marc/Borgstedt, Silke (2012): «Unsichtbares» Politikprogramm? Themenwelten und politisches Interesse von «bildungsfernen» Jugendlichen, unter Mitarbeit von Levermann, Steffen, in: Kohl, Wiebke/Seibring, Anne (Hrsg.): «Unsichtbares» Politikprogramm? Themenwelten und politisches Interesse von «bildungsfernen» Jugendlichen, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, S. 41–80.

Cederström/Fleming (2013): Dead Man Working. Die schöne neue Welt der toten Arbeit, Berlin.

Coupland, Douglas (1992): Generation X. Tales for an Accelerated Culture, New York.

D

DJI (Deutsches Jugendinstitut) (2009): Projekt Übergangspanel, München.

E

Ege, Moritz (2013): «Ein Proll mit Klasse». Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin, Frankfurt/M./New York.

F

Fisher, Mark (2013): Kapitalistischer Realismus ohne Alternative? Eine Flugschrift, Hamburg.

Friedrich-Ebert-Stiftung (2006): Gesellschaft im Reformprozess, Bonn.

G

Gilcher-Holtey, Ingrid (Hrsg.) (2008): 1968. Vom Ereignis zum Mythos, Frankfurt/M.

Großegger, Beate (2014): Kinder der Krise, Berlin.

H

Hall, Stuart/Jefferson, Tony (Hrsg.) (2006): Resistance through Rituals. Youth Subculture in Post-War Britain, London.

Hall, Stuart/Critcher, Chas/Jefferson, Toni/Clarke,

John/Roberts, Brian (1978): Policing the Crisis. Mugging, the State and Law and Order, London.

Hebdige, Dick (1979): Subculture. The Meaning of Style, London.

Heinzlmaier, Bernhard (2013): Performer, Styler, Egoisten: Über eine Jugend, der die Alten die Ideale abgewöhnt haben, Berlin.

Hoffrogge, Ralf (2011): Sozialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland. Von den Anfängen bis 1914, Stuttgart.

Hurrelmann, Klaus/Albrecht, Erik (2014): Die heimlichen Revolutionäre. Wie die Generation Y unsere Welt verändert, Weinheim/Basel.

Hurrelmann, Klaus/Karch, Heribert (Hrsg.) (2013): MetallRente Studie «Jugend, Vorsorge, Finanzen – Von der Generation Praktikum zur Generation Altersarmut?», Weinheim.

Hurrelmann, Klaus/Karch, Heribert (Hrsg.) (2010): MetallRente Studie «Jugend, Vorsorge, Finanzen – Herausforderung oder Überforderung?», Berlin.

I

IfD (Institut für Demoskopie) Allensbach/Petersen, Thomas (2014): Ein veränderter Blick auf Europa?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.5.2014, unter: www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_reportsndocs/FAZ_Mai_2014_Europa.pdf (Stand: 20.12.2014).

IfD (Institut für Demoskopie) Allensbach (2013): McDonald's Ausbildungsstudie. Pragmatisch glücklich: Azubis zwischen Couch und Karriere. Eine Repräsentativbefragung junger Menschen im Alter von 15 bis unter 25 Jahren, unter: http://mcdw.ilcdn.net/MDN-PROG9/mcd/files/pdf/090913_Publikationsstudie_McDonalds_Ausbildungsstudie.pdf (Stand: 20.11.2015).

IfD (Institut für Demoskopie) Allensbach/Köcher, Renate (2011): Produzieren wir eine Schicht sozialer Verlierer?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.8.2011, unter: www.ifd-allensbach.de/studien-und-berichte/faz-monatsberichte.html#y2011 (Stand: 20.12.2014).

IG Metall (2013): IG Metall Studie Junge Generation 2013: «Persönliche Lage und Zukunftserwartungen der Jungen Generation 2013». Ausgewählte Ergebnisse. TNS Infratest Politikforschung im Auftrag der IG Metall, unter: www.igmetall.de/08_20_Handout_Junge%20Generation_7412aec0b288f7707af06e07f4e0dea9c03abbe2.pdf (Stand: 7.12.2015).

Institut für Medien- und Konsumentenforschung (2011): Typologie der Wünsche, München.

K

Kahrs, Horst (2015): Ziemlich viel Klasse. Warum sich für viele Wähler wirklich kaum lohnt, in: LuXemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis 1/2015, S. 74–79.

Kaube, Jürgen (2014): Die Jugend von heute, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.11.2014, unter:

www.faz.net/aktuell/feuilleton/jugendstudien-die-jugend-von-heute-13241479.html (Stand: 20.11.2015).

Klover, Heike (2015): Shell-Studie: Deutsche Jugendliche überwinden Null-Bock-Phase, in: Spiegel Online, unter: www.spiegel.de/schulspiegel/shell-jugendstudie-politik-interessiert-jugendliche-doch-a-1057403.html (Stand: 20.11.2015).

Kölzer, Carolin (2014): «Hauptsache ein Job später». Arbeitsweltliche Vorstellungen und Bewältigungsstrategien von Jugendlichen mit Hauptschulhintergrund, Bielefeld.

Kracauer, Siegfried (1971): Die Angestellten, Frankfurt/M.

Kullmann, Katja (2012): Sei ganz du selbst und immer für uns da. Neue Bilder vom arbeitenden Menschen, in: analyse und kritik 578, unter: www.akweb.de/ak_s/ak578/07.htm (Stand: 20.11.2015).

L

Lill, Max (2015): Trügerische Ruhe im bedrohten Paradies? Zur Entwicklung von Ressentiments und rechts-extremen Stimmungslagen im Alltagsbewusstsein der Deutschen. Empirische Befunde und Erklärungsansätze, unter: www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/sonst_publicationen/rls_onl_Truegerische_Ruhe_150106_Max-Lill.pdf (Stand: 31.11.2015).

Lill, Max (2013): the whole wide world is watchin' – Musik und Jugendprotest in den 1960er Jahren. Bob Dylan und The Grateful Dead, Berlin.

Lill, Max (2011a): Neoliberale Alltagsmythologien in der Krise. Zwischen bürgerlichem Ressentiment und Gangsta Rap, in: Sozialismus 5/2011, S. 52–59.

Lill, Max (2011b): Populärästhetik – Subjektivität – Öffentlichkeit. Sinnliche Aneignungsweisen zwischen Fordismus und flexiblem Kapitalismus, Supplement der Zeitschrift Sozialismus 7–8/2011.

M

Marchart, Oliver (2008): Cultural Studies, Konstanz.

Marcuse, Herbert (1969): Versuch über die Befreiung, Frankfurt/M.

N

Neckel, Sighard (2008): Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft, Frankfurt/M./New York.

Neugebauer, Gero (2007): Politische Milieus in Deutschland, hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn.

P

Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialforschung (2010): Kulturkämpfe, Prokla 160.

R

Roth, Karl Heinz (1974): Die «andere» Arbeiterbewegung und die Entwicklung der kapitalistischen Repression von 1880 bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zum Neuverständnis der Klassengeschichte in Deutschland, München.

Rheingold (2013): Wahl 2013: Das bedrohte Paradies, unter: www.rheingold-marktforschung.de/veroeffentlichungen/artikel/Wahl_2013_Das_bedrohte_Paradies.html (Stand: 20.12.2014).

lichungen/artikel/Wahl_2013_Das_bedrohte_Paradies.html (Stand: 20.12.2014).

S

Sablowski, Thomas/Sieron, Sandra (2015): Garantierte Prekarisierung. Warum die «Jugendgarantie» der EU eine Mogelpackung ist, in: LuXemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis 1/2015, S. 66–73.

Sauer, Dieter (2013): Die organisatorische Revolution. Umbrüche in der Arbeitswelt – Ursachen, Auswirkungen und arbeitspolitische Antworten, Hamburg.

Schäfer, Armin/Vehrkamp, Robert/Gagné, Jérémie Felix (2013): Prekäre Wahlen. Milieus und soziale Selektivität der Wahlbeteiligung bei der Bundestagswahl 2013, hrsg. von der Bertelsmann Stiftung, unter: www.wahlbeteiligung2013.de/fileadmin/Inhalte/Studien/Wahlbeteiligung-2013-Studie.pdf (Stand: 31.11.2015).

Schmidt, Robert (2002): Pop – Sport – Kultur. Praxisformen körperlicher Aufführungen, Konstanz.

Shell Deutschland Holding (Hrsg.) (2015): Jugend 2015. 17. Shell Jugendstudie, Konzeption und Koordination: Hurrelmann, Klaus/Albert, Mathias/Quenzel, Gudrun/Infratest Sozialforschung, Frankfurt/M.

Shell Deutschland Holding (Hrsg.) (2010): Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich. 16. Shell Jugendstudie, Konzeption und Koordination: Hurrelmann, Klaus/Albert, Mathias/Quenzel, Gudrun/Infratest Sozialforschung, Frankfurt/M.

Shell Deutschland Holding (Hrsg.) (2006): Jugend 2006. Eine pragmatische Jugend unter Druck. 15. Shell Jugendstudie, Konzeption und Koordination: Hurrelmann, Klaus/Albert, Mathias/Quenzel, Gudrun/Infratest Sozialforschung, Frankfurt/M.

Shell Deutschland Holding (Hrsg.) (2002): Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus. 14. Shell Jugendstudie, Konzeption und Koordination: Hurrelmann, Klaus/Albert, Mathias/Infratest Sozialforschung, Frankfurt/M.

SINUS-Institut/Calmbach, Marc/Thomas, Peter Martin/Borchard, Inga/Flaig, Bodo (2012): Wie ticken Jugendliche? 2012: Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland, Düsseldorf.

Stauber, Barbara/Pohl, Axel/Walther, Andreas (Hrsg.) (2007): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biographischer Übergänge junger Erwachsener, Weinheim/München.

T

Thompson, Edward P. (1987): Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse, Frankfurt/M.

Tully, Claus J. (Hrsg.) (2006): Lernen in flexibilisierten Welten. Wie sich das Lernen der Jugend verändert, Weinheim/München.

V

Vester, Michael/Oertzen, Peter von/Geiling, Heiko/Hermann, Thomas/Müller, Dagmar (2001): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Frankfurt/M.

WICHTIGE ERGEBNISSE IM ÜBERBLICK

Die sozialen Lagen, in denen junge Menschen heute aufwachsen, haben sich seit der Jahrtausendwende stark ausdifferenziert und teilweise polarisiert. Das spiegelt sich auch in den Handlungsorientierungen, Zukunftserwartungen und Ansprüchen der Jugendlichen, die in vielerlei Hinsicht auseinanderdriften.

Angesichts des in nahezu allen Milieus gestiegenen Leistungsdrucks und unsicherer biografischer Perspektiven prägt sich die ungleiche Ausstattung mit ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital in den Bewusstseinslagen schärfer aus. Das gilt etwa für die persönlichen Zukunftserwartungen, die im unteren Drittel der Statuspositionen zunehmend skeptischer ausfallen, während der Optimismus in der oberen Mittelschicht und der Oberschicht zuletzt weiter anstieg. In den durch Höherqualifikation sozial aufstrebenden Lebenswelten zeigen sich deutliche alltagskulturelle Schließungsprozesse nach unten. Auch das politische Interesse und die Ansprüche an Arbeit und Leben entwickeln sich entlang der sozialen Hierarchieachse auseinander.

Auch quer zur Schichtung nach Familieneinkommen und Qualifikationsniveaus zeigt sich ein Trend zur Polarisierung der alltagsweltlichen Grundorientierungen zwischen unterschiedlichen jugendlichen Lebenswelten. Dabei überwiegt, stärker als in der Gesamtbevölkerung, nach wie vor die langfristige Bewegung zugunsten einer Öffnung und Modernisierung der Identitäten: Die aktive Entwicklung der eigenen Individualität und die Ausbildung einer hohen Sensibilität für die eigenen psychischen und physischen Bedürfnisse gehen einher mit einer neuen Symbiose zwischen eher traditionellen Werten wie Disziplin, Familienorientierung und Leistungsstreben mit postmaterialistischen Werten wie Kreativität und Selbstverwirklichung. Das Ziel der Entfaltung einer bedürfnisreichen und vielseitigen Persönlichkeit bleibt ein treibendes Motiv für Emanzipationsprozesse in der jungen Generation. Das Geschlechterverhältnis wird in den meisten jugendlichen Lebenswelten weiter modernisiert und flexibilisiert, ohne dass damit die Geschlechterunterschiede eingeebnet würden. Die Furcht vor steigender Fremdenfeindlichkeit ist deutlich stärker ausgeprägt als die vor steigender Zuwanderung. Allerdings zeigt sich aufseiten der eher traditionell geprägten Lebenswelten – sowohl in höheren als auch in niedrigeren Soziallagen – eine deutliche Tendenz, Sicherheit durch die Bewahrung oder Wiederherstellung des Althergebrachten zu erstreben und sich auf die unmittelbaren sozialen Nahweltbeziehungen zurückzuziehen. Dies geht mit einer erhöhten Anfälligkeit für Ressentiments einher.

Die Straffung und Ökonomisierung der Ausbildungswege und die ausgeprägten Ohnmachtsgefühle hinsichtlich eigener politischer Interventionsmöglichkeiten bewegen die große Mehrheit der Jugendlichen dazu, Unsicherheitserfahrungen, die sich insbesonde-

re auf die eigene Erwerbsbiografie beziehen, vor allem durch individuelles Leistungsstreben zu meistern. Daneben sind die sozialen und ökonomischen Ressourcen der Familie und der Freunde zentral für die Bewältigung der Übergangspassage ins Erwachsenenleben, die insgesamt länger und fragiler gewordenen ist. Stabile Nahweltbeziehungen bieten einen essenziellen emotionalen Schutzraum und praktische Unterstützung.

Als Lebenseinstellung hat sich dabei für eine Mehrheit der jungen Menschen ein flexibler, meist «auf Sicht» fahrender Alltagspragmatismus bewährt. Trotz der Wahrnehmung zahlreicher gesellschaftlicher Bedrohungen unterstreichen die meisten ihren persönlichen Grundoptimismus. Gestützt wird diese Zuversicht derzeit auch durch die relative Erholung am deutschen Ausbildungsmarkt und die Wahrnehmung der Stabilität der deutschen Wirtschaft im Vergleich zu anderen europäischen Volkswirtschaften. In den unteren Sozialschichten nimmt der deutlich schwächer ausfallende Optimismus allerdings überwiegend die Form einer sehr brüchigen «Durchbeißer»-Mentalität an («Ich schaffe es schon irgendwie»). Teilweise weicht er auch massivem Statusfatalismus. Arbeitslosigkeit wird dabei mit persönlichem Versagen und sozialem Anerkennungsverlust identifiziert, die eigenen Ansprüche an Arbeit werden stark reduziert und sind eher vom Bild tayloristisch-fordistischer Normalarbeit geprägt.

In den hoch qualifizierten und modernisierten Lebenswelten sind die Ansprüche dagegen deutlich gewachsen: Der Beruf soll sinnstiftend und interessant sein, Karriere soll nicht auf Kosten der Familie und anderer persönlicher Bedürfnisse gehen. Das gilt insbesondere für junge Frauen, die in der Ausbildung inzwischen durchschnittlich erfolgreicher sind als ihre männlichen Altersgenossen und die entschiedener einen ausgeglichenen Gesamtlebenszusammenhang anstreben. Ihnen sind allerdings auch die mangelhaften Vereinbarkeitsbedingungen deutlicher bewusst. Die Alternative «Kinder oder Karriere» bleibt für sie eine sehr konkrete Problemstellung. Sie fordern dafür offensiv politische Lösungen ein.

Generell positioniert sich nach wie vor eine Mehrheit der Jugendlichen moderat links von der Mitte. Das soziale Engagement, das vor allem in der Nahwelt verankert ist und auf schnelle, sichtbare Erfolge setzt, ist durchaus weit verbreitet und relativ konstant. Das politische Interesse ist – nach einem deutlichen Rückgang auf dem Höhepunkt der neoliberalen Hegemonie zwischen Mitte der 1990er und Mitte der 2000er Jahre – im vergangenen Jahrzehnt leicht, aber kontinuierlich angestiegen. Das gilt allerdings kaum für die unteren Sozialschichten, in denen «Politik» überwiegend als eine fremde Welt wahrgenommen wird, der man mit Gleichgültigkeit, aber auch mit Ohnmachts- und Überforderungsgefühlen begegnet – insbesondere dort, wo

sich Deklassierungserfahrungen auch sozialräumlich verdichten. Gegenüber 2010 weist die aktuelle Shell-Studie allerdings eine mögliche Trendwende aus: Nach einem starken Rückgang seit der Jahrtausendwende ist das politische Interesse in der untersten Schicht erstmals überproportional stark angestiegen.

Hinzu kommt: Auch bei HauptschülerInnen (wie überhaupt bei der Mehrheit aller Jugendlichen) lässt sich ein «unsichtbares Politikprogramm» (Calmbach/Borgstedt 2012) ausmachen: «Politik» wird so sehr mit Parteipolitik assoziiert, dass die Auseinandersetzung mit eigenen, lebensweltlich präsenten Themen wie etwa Diskriminierungserfahrungen oder Mangel an selbstorganisierten jugendkulturellen Räumen per se als «unpolitisch» deklariert werden. Tatsächlich ist das soziale und zivilgesellschaftliche Engagement in den unteren Schichten jedoch kaum geringer als im Gesamtdurchschnitt.

Besonders ausgeprägt zeigt sich diese Paradoxie aus hohem Engagement und unpolitischem Selbstbild in der von den Unter- und Mittelschichten getragenen «hedonistischen» Lebenswelt (SINUS 2012), in der trotz prekärer Lagen ein Streben nach Grenzüber-

schreitung und intensiven Erfahrungen im Hier und Jetzt durch szenetypische Aktivitäten im öffentlichen Raum vorherrscht. Linker politischer Aktivismus im engeren Sinne wird dagegen vor allem von den hoch qualifizierten (und mehrheitlich weiblichen) Jugendlichen der «sozialökologischen» Lebenswelt (SINUS 2012) getragen. Aber auch in den stärker traditionell und materialistisch orientierten Lebenswelten der prekären und mittleren Sozallagen finden sich zahlreiche Anknüpfungspunkte für linke Politik: So etwa in der Betonung der positiven Bedeutung sozialstaatlicher Absicherungen der Erwerbsbiografie, der Familie, der Rente und der Gesundheit oder mit Blick auf die Folgen der Sparpolitik in den Kommunen, insbesondere in der Jugend- und Bildungsarbeit. Auch in den höheren Schichten spricht sich eine deutliche Mehrheit der Jugendlichen für kollektive und politische Lösungen der Grundprobleme der Daseinsvorsorge aus – trotz der Tatsache, dass der Politik wenig Lösungskompetenz zugesprochen wird. Die Distanz und Kritik an den Parteien bleibt sehr groß, während beispielsweise Gewerkschaften erheblich an Vertrauen zurückgewinnen konnten.

